Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet und herausgegeben von Werner Sombart: Kulturphilosophie / Richard Strauß: Musik / Georg Brandes: Literatur / Richard Muther: Kunst / Hugo von Hofmannsthal: Lyrik

Nummer 8 | Abonnement vierteljährlich 6 Mark Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg. | 2. August 1907

Vom Stil des politischen Lebens in Deutschland.

Von Werner Sombart.

Man kennt die Schäden des eigenen Hauses besser als die des fremden und ist darum nur allzuleicht geneigt, des eigenen Hauses Wert auf Kosten des fremden herabzusetzen. Das gilt in ganz besonders starkem Maße von dem Urteil über die Zustände der Politik und des öffentlichen Lebens im eigenen Lande. Zumal wenn man ein Deutscher ist und darum schon immer die Neigung hat, das Fremde höher als das Heimische einzuschätzen; den Balken im Auge des Nachbarn zu übersehen und sich über den Splitter im eigenen Auge zu ärgern. Darum soll man mit großer Vorsicht daran gehen, das politische Leben im eigenen Lande zu beurteilen und zu beschreiben, und soll sich dabei unausgesetzt selber prüfen, ob nicht parteiische Voreingenommenheit oder persönliche Verärgerung etwa den Blick trübt und das Urteil ungünstig beeinflußt.

Wenn ich im folgenden die Eigenarten des öffentlichen Lebens bei uns, wie sie sich meinem Auge darbieten, und wie sie im Grunde jeder andere auch wahrnimmt, zunächst summarisch aufzähle (um sie dann später zu erklären), so leitet mich dabei jedenfalls der aufrichtige Wunsch, „objektiv" zu sein, das heißt die Dinge in ihrer wirklichen Gestalt aufzufassen und darzustellen: niemandem zuliebe, niemandem zuleide.

*

Fragen wir zunächst nach dem Stil, der unserer Regierung eigentümlich ist; also nach dem Geiste, der in den Regionen der Machthaber herrscht, nach ihren Absichten, ihren Leitmotiven, so ist es außerordentlich schwer, darauf eine bündige Antwort zu geben. Vielleicht weil kein Stil vorhanden ist? So daß vielleicht die Stillosigkeit das erste Kennzeichen unserer offiziellen Politik wäre? Jedenfalls trägt sie deutlich einen Zug der Unbestimmbarkeit, der Unvorausseh barkeit an sich, der sich in einen Charakter der Unstetigkeit und Unsicherheit wandelt, wenn wir auf einen längeren Zeitraum zurückblicken.

Was ist nicht alles in den letzten zwanzig Jahren von politischen Zielen maßgebend für unsere Politik gewesen! Jedermann weiß es. Und er weiß, daß jeder Tag eine neue Ueberraschung bringen kann. Zwischen Karl dem Großen und Ballin schwanken die Ideale hin und her, die jeweils bestimmend sind für diese oder jene Regierungsmaßregel, und die auch ohne viel Bedenken ruhig nebeneinander gestellt und nebeneinander verwirklicht werden.

Wenn wir uns nur erinnern, welche scheinbar unvereinbaren Gegensätze allein auf dem Gebiete der geistigen Kultur in den oberen Sphären ihre Versöhnung gefunden haben: auf der ganzen Linie Vordringen der Orthodoxie, aber Harnack der kommende Mann.

Ein halbes Menschenalter hindurch: die Lehrstühle für Nationalökonomie an den deutschen (insonderheit natürlich preußischen) Hochschulen mit Leuten besetzt, die Agrariern und Industriellen genehm sind, auch wenn ihre wissenschaftliche Qualifikation noch so gering sein mochte: jetzt einer der radikalsten Sozialpolitiker an die Technische Hochschule nach Charlottenburg berufen.

Im allgemeinen: Charleys Tante, Lauff- und der Hund von Baskerville, und nun mit einem Male — Hebbel.

Im allgemeinen: die Siegesallee und der Berliner Dom und daneben nun Messel als Museumsbaumeister.

Im allgemeinen: „alle moderne Kunst ist Rinnsteinkunst", und dann einer der Hauptrepräsentanten dieser Rinnsteinkunst — Bruno Paul — an maßgebender Stelle in einer öffentlichen Verwaltung.

Es erscheint fast unmöglich, angesichts solcher Unstimmigkeiten irgend welche Merkmale an unserer offiziellen Politik herauszufinden, die überhaupt ihr ein einheitliches Gepräge verleihen. Bei genauem Hinsehen wird es uns aber doch wohl gelingen. Wenigstens werden wir etwas wie eine einheitliche Grundstimmung entdecken können.

Man wird sagen dürfen: soweit Preußens Einfluß in Deutschland reicht — und der reicht ja, wie man weiß, weit über Preußens Grenzen hinaus — ist der Geist, der unsere Regierung beseelt, im Grunde noch immer der des aufgeklärten Despotismus im guten und schlimmen Sinne. Die Regierung hält sich immer noch für berechtigt und verpflichtet, über das Wohl ihrer „Untertanen" zu wachen, damit ihnen kein Leids geschehe an Leib oder Seele. Bald ist sie als sorgende Mutter, bald als streng verweisender Vater an unserer Seite. Halb ist es der Geist der Kinderstube, halb der der Kaserne, der aus den Maßregeln der Regierung spricht. Im kleinen und im großen.

Ich glaube — beispielsweise — daß es in keinem anderen Staate heißt: „Das Herauslehnen aus den Wagenfenstern ist (nicht etwa wegen der Scherereі, die ein Unglücksfall der Eisenbahnverwaltung verursacht, sondern) wegen der damit verbundenen Lebensgefahr verboten." (Die Mutter.) Und in keinem anderen Lande der zivilisierten Welt ist es denkbar, daß die Verwaltung der Staatsbahnen ihre Fürsorge für das Seelenheil derer, die für ihr teures Geld auf der Eisenbahn fahren, so weit treibt, ihnen die Lektüre auszuwählen, mit der die Reisenden sich auf den Bahnhöfen versehen können. (Der Vater.) Oder wo sonst spürte man den Auditäten in der darstellenden Kunst so eifrig nach wie bei uns, wo jetzt schon die Hängekommissionen in den Kunstausstellungen Weisungen empfangen sollen über das zulässige Maß von Bildwerken, auf denen sich unbekleidete Menschenkinder herumtreiben.

Und dann greift's hinüber in wichtigere Dinge: Verbot sozialdemokratischer Kindergärten; Rüffelung städtischer Verwaltungen, die ihre Lokalitäten an nicht ganz hasenreine Vereinigungen abgeben; Verbot harmloser Straßenkundgebungen; Verbot verdächtiger, Auflösung anderer Ver-

sammlungen; willkürliche Abschiebung „lästiger" Ausländer. Und so weiter. Und so weiter. Jeder Tag bringt ja irgend eine Maßregel, die aus diesem altpreußischen Geiste polizeilich-landesväterlicher Bevormundung geboren ist.

Aber es hieße doch der Eigenart preußisch-deutschen Regierungswesens nur unvollkommen gerecht werden, wollte man es rein unter diesem Gesichtspunkt der Bevormundungspolitik betrachten. Es trägt noch eine Reihe anderer markanter Züge, unter denen vor allem ein Zug auffällt, den man sehr gut beschreiben, aber nur schwer mit einem einzigen Worte bezeichnen kann. Ich will ihn einmal den Zug von Unaufrichtigkeit nennen und meine damit dieses: es ist kein seltener Fall in Preußen-Deutschland, daß die Verfassung weitgehende Rechte der Bevölkerung stabiliert, die aber die Regierung nicht gewillt ist, anzuerkennen und die sie infolgedessen durch ihre Regierungspraxis zu annullieren sucht. Das darf sie natürlich nicht offen aussprechen. Und dadurch entsteht eben jene Unaufrichtigkeit, wie ich es nannte. Man redet so und handelt anders. Jedermann weiß das; die Regierung am allerbesten. Aber man hat sich daran gewöhnt und macht nicht mehr viel Aufhebens davon.

Beispiele: nach der Verfassung gibt es keine Standesvorrechte, Rassenunterschiede usw. Jeder unbescholtene Deutsche hat ein gleiches Recht, Offizier, Diplomat, Richter usw. zu werden. Jedermann weiß aber, daß die Praxis sich an diesen Grundsatz nicht kehrt. Kein Jude wird Offizier, und nur eine beschränkte Anzahl Juden werden zu Richtern ernannt; kein Bürgerlicher wird jemals Botschafter und so fort.

Zum Ehrenamt eines Geschworenen oder Schöffen sind alle Deutschen gleich qualifiziert. Aber man wird einen sozialdemokratischen Arbeiter nicht zu diesen Aemtern zulassen.

In zahlreichen Fällen muß man Sozialdemokraten als öffentliche Funktionäre gelten lassen (im Gewerbegericht, im Versicherungsschiedsgericht usw.). Aber die Bestätigung als Stadtrat würde in Preußen und vielen anderen Bundesstaaten kein Sozialdemokrat bekommen.

Mit Emphase verkündet man: die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei; die deutschen Universitäten sind der Hort der Lehrfreiheit. Weiß aber, daß das ganz und gar falsch ist. Nicht mal Physik darf ein Mitglied der sozialdemokratischen Partei an einer preußischen Universität lesen, und daß er gar soziale Wissenschaften lehrte, ist ein ganz undenkbarer Fall. Noch unlängst hat sich einer unserer begabtesten jüngeren Sozialtheoretiker (der nebenbei Sozialdemokrat ist) vergebens bemüht, an irgend einer deutschen Universität auch nur als Privatdozent anzukommen. Wo doch jeder Troddel zugelassen und unter Umständen zum ordentlichen Professor befördert wird, wenn er nur gesinnungstüchtig ist.

Das alles weiß man an den maßgebenden Stellen, aber man darf es nicht sagen, man muß die Tatsachen durch Worte aus der Welt zu schaffen oder wenigstens zu vertuschen suchen. Und das eben erzeugt jene Unaufrichtigkeit, die ein besonders charakteristisches Merkmal unseres öffentlichen Lebens ist, weil sie dann auch in ganz anderen Fällen (soll man sagen: aus Gewohnheit?) die Rede- und Handlungsweise unserer Regierung bestimmt.

Daß in Preußen in weitem Umfange ein persönliches Regiment herrscht, ist ein offenes Geheimnis: offiziell weiß man davon nichts. Und so in tausend anderen Fällen.

Waren da, um noch ein sehr lehrreiches Beispiel anzuführen, im Fasching 1907 Reichstagswahlen. Die Regierung hatte die Parole ausgegeben: gegen das Zentrum, dessen Macht es zu brechen gelten sollte. Das Zentrum kehrte mit mehr Sitzen in den neuen

Reichstag zurück, als es im alten besessen hatte. Die Niederlage der Regierung war so eklatant, so blamabel, wie sie garnicht eklatanter und blamabler gedacht werden konnte. Aber trotzdem blühte die Phrase vom Siege der Regierung, vom Siege der nationalen Idee und was dergleichen mehr ist. Weil ohne alles Zutun der Regierung — aus völlig eigenen Gründen — die Sozialdemokratie an Sitzen (nicht etwa an Stimmen!) eingebüßt hatte. Thomas Theodor zeichnete daraufhin den Ritter Georg, wie er gegen den schwarzen Drachen auszieht. Der entwischt ihm nun zwar, dafür erlegt er den roten, der ihm zufällig in den Weg läuft. Und der Ritter spricht: „Aeh, pardon: meinte natürlich den roten Drachen—". Unaufrichtigkeit auch hier, wenn man nicht annehmen will, daß man sich höheren Ortes wirklich das Gegenteil suggeriert von dem, was ist.

*

Und wie schaut es in den Niederungen aus, in denen „das Volk" Politik in Deutschland treibt? Also vornehmlich in der Versammlung, die dieses deutsche Volk repräsentiert: im Reichstage?

Der deutsche Reichstag — das muß ihm sein ärgster Feind lassen — ist das gesittetste, wohlerzogenste und anständigste Parlament von der Welt (das englische vielleicht ausgenommen). In ihm wird nicht gerauft, werden keine Möbel zerschlagen, werden keine Brandreden gehalten, wird niemand „Lausbub" geschimpft. Neuerdings wird über den „guten Ton" so streng gewacht, daß ein Mädchenpensionat sich ein Muster daran nehmen könnte. Aber freilich: der deutsche Reichstag ist wohl auch dasjenige Parlament, in dem es so nüchtern, so geschäftsmäßig, so langweilig zugeht, wie nirgends sonst in einem großen Reichsparlament. Es scheint manchmal wirklich, als habe man allen Geist grundsätzlich aus dem hohen Hause verbannt. Hielt da neulich der Abgeordnete Naumann seine Jungfernrede: hübsch, mit dogmatisch scharfer Zuspitzung, mit Ausblicken auf die großen Züge der Entwicklung, kurz wie ein Mensch von Geist spricht, wie einer sprechen muß, dessen Hirn in der Alltagspolitik noch nicht ganz vertrocknet ist. Und am nächsten Tage stand der Abg. Pauli-Potsdam (kons.) auf und sagte (nach dem Zeitungsbericht): „Die Rede des Abg. Naumann gehört in ihrem theoretischen, will sagen (!) hochgebildeten Standpunkt in den Hörsaal und nicht auf die Reichstagstribüne." Diese unglaubliche Beleidigung (die den jungen Studenten eher für qualifiziert erachtet, eine „hochgebildete" Rede anzuhören, als den Reichtagsabgeordneten) beantwortete das hohe Haus nicht etwa mit „entrüsteten Pfuirufen", sondern durch „schallendes Gelächter". Eine bessere Charakterisierung, als sich der Reichstag hier selbst hat zuteil werden lassen, kann man gar nicht von ihm geben. Es ist Tatsache, was der Abg. Pauli, wohl ohne es selbst zu ahnen, was er sagt, ausgesprochen hat: Eine geistvolle Rede gehört nicht auf die Tribüne dieses Reichstags. Ueberhaupt kein Wort, das sich über die nüchternste Geschäftspolitik des Werktages erhebt. Durch jahrzehntelange Entwöhnung ist das hohe Haus unfähig geworden, eine etwas mehr grundsätzliche und darum geistreiche Art der Behandlung zu vertragen. Neben der nüchternen Geschäftsrede dominiert im Reichstag nur noch die Phrase, die man sich anhört, ohne sich weiter um sie zu kümmern; dieselbe alte, hundertmal wiederholte Phrase, die so manchem Redner, vor allem natürlich der Opposition so glatt vom Munde fließt: hier ölig — bei freisinniger Observanz; dort schaumig — bei sozialdemokratischem Bekenntnis.

Kein Mensch regt sich auf — weder in noch außer dem Hause — wenn Bebel oder Pachnicke ihre gewiß sehr schönen Reden wieder einmal halten: was sie auch vertreten mögen, die allerbeste Sache, sie wird mit tödlicher Sicherheit (wenn es sich nicht mal um irgend eine Kleinigkeit handelt) „gegen die Stimmen der Freisinnigen und der Sozialdemokratie" abgelehnt. Warum also auch sich aufregen?

Doch halt — ich hätte beinahe die „Paarung" vergessen. Vielleicht ist durch sie ein anderes Leben in die tristen Hallen des Reichstags gekommen.

Die „Paarung" ist aber vielleicht das allerunerfreulichste Ereignis, das unser politisches Leben in den letzten Jahren aufzuweisen hat. Sie ist gerade das Symptom jener Unaufrichtigkeit der Regierung und dieser Phrasenhaftigkeit unserer Opposition.

Jedermann, wenn er nicht freisinniger Paarungsmann ist, weiß, daß die Regierung nicht einmal im Traum daran denkt, dem Liberalismus auch nur die geringste Konzession zu machen (es sei denn die Verleihung des roten Adlerordens 4. Klasse an einen namhaften freisinnigen Führer oder Aehnliches). Aber man redet drüben und glaubt hüben und paart sich.

Auch dieses ein schriller Mißklang. Ein Mißverhältnis zwischen Wort und Tat, zwischen Schein und Wirklichkeit. Alle Gegensätze eingehüllt in eine Staubwolke von Phrasen, an die im Grunde kein Mensch glaubt: „Nationaler Block!" Um ein paar Millionen Nachkredit für eine beliebige koloniale Unternehmung bewilligt zu erhalten, bemüht man wahrhaftig eine ganze große Nation und redet ihr vor, sie müsse sich auf sich selbst besinnen, ihre Ehre verteidigen und desgleichen mehr. Daß man nicht die Erfahrungen des Hirten in der Fabel mache, der immerfort ohne Grund rief: „der Wolf ist da," bis der schließlich kam und keiner mehr dem Hilferufe des Hirten Folge leistete!

Man möchte es fast für unmöglich halten, daß dasselbe Volk, in dem vor hundert Jahren die Stein, Hardenberg, Schön und Thaer Gesetze machten, in dem in den 1820er und 1830er Jahren Männer wie Nebenius, Humboldt, List den Ton angaben, in dem vor einem halben Jahrhundert eine Versammlung wie der Männer in der Paulskirche die Geschicke der Nation berieten, in dem vor einem Menschenalter noch ein Treitschke und ein Lassalle am politischen Horizonte wetterleuchteten, in dessen Parlamente vor wenigen Jahrzehnten Männer wie Bennigsen, Lasker, Bamberger, Windthorst, Reichensperger mit einem Bismarck die Klingen kreuzten, daß dasselbe Volk, sage ich, einen solchen Tiefstand des politischen Lebens erreicht hat, wie ihn uns das neue Jahrhundert erleben läßt.

Wir fragen erstaunt: woher das alles? Wir suchen nach irgend einer Art von Erklärung für die eigentümliche — und wie wohl der unbeteiligte Zuschauer sagen darf: unerfreuliche — Gestaltung des öffentlichen Lebens in Deutschland. Ich will wenigstens den Versuch machen, sie in dem folgenden Essay zu geben.

Oestliches.

Im Osten hat Rußland nichts mehr zu fürchten und ist im unbestrittenen gesicherten „Besitz seines Riesenlandes. Mit Japan hat es sich verständigt, Yi Köng hat bereits die Sporteln bezahlt (die Haager Gesandtschaftskomödie gehört zum Diplomatenbetrieb und ist nur gut inscenirter Vorwand. Vermag es sich mit dem Sonnenland dauernd gut zu stellen, so wird es bald wieder im Osten mächtiger sein als irgend eine andere europäische Macht. Und Japan ist, als Continentalmacht, nun leichter verwundbar, wäre ohne Rußlands Freundschaft auf ein Menschenalter hinaus in seiner politischen Entwicklung gehemmt." Vor acht Tagen schrieb ichs; und ahnte nicht, wie nahe schon die Erfüllung war. Heute sieht jeder, wie die Dinge liefen. In Korea geht Alles programmgemäß; so glatt als nur wünschbar. Und wer die Kette der Thatsachen ohne Unbefangenheit überprüft, erkennt, daß nicht blinder Zufall die Glieder fügte. Marquis Ito ist der Mann der koreanischen Geschicke, die Halbinsel japanischer Besitz, Mutsuhito nicht mehr bloß Herrscher über ein Inselreich. Eine Aenderung immerhin, der Aufmerksamkeit werth, wichtiger als der Proceß Hau, und von Folgen vielleicht, die sich heute auch mit dem schärfsten Auge noch nicht übersehen lassen.

Vielleicht! Wissen wir, wie der japanische Volkscharakter ist? Kennen wir die Psyche der Kleinen von Nippon? Seit einem Dezennium erst verfolgen wir ihre Entwicklung mit Aufmerksamkeit, sehen Manches, was uns über ihren Intellekt und das Maaß ihres Wollens Aufschluß giebt. Wer aber findet sich in der Psyche der Schlitzaugen ganz zurecht, kann mit Fug behaupten, ihres Willens letzte Faser zu schauen? Das Urtheil derer, die länger unter der Sonnenflagge lebten, schwankt. Munzinger, der sie als Missionspfarrer sah und, nach Lauterer, eine der besten Autoritäten über sie ist, findet „ihren Charakter, der sich hinter unverrückbaren Mienen verbirgt, nicht offen, ihren Ehrgeiz Alles überragend." Rein, dem wir das gründlichste Buch über Japan verdanken, bekennt bei einer sonst fast ins Auffallende gehenden Sympathie, „daß zu den großen Schwierigkeiten bei der Beurtheilung auch die Verschlossenheit der Japaner gehört, eine Charaktereigenschaft, die bewirkt, daß es zwischen ihnen und Weißen wohl nur selten zu einer wahren, vertraulichen Freundschaft kommt". Andre urtheilen etwas günstiger und rühmen die Noblesse ihres Charakters und die Fähigkeiten des Verstandes; die Aufrichtigkeit ihres Wesens Keiner. Alle aber weisen mit bedenklichem Finger auf den Widerstand, den sie einer fremden

Cultur entgegenbringen, auf den Fremdenhaß, der nicht schlummert, nur von rechnender Klugheit straff an der Leine gehalten wird. Lafcadio Hearn, der, nach Herrn von Hofmannsthals schönem, pietätvollem Vorwort zu Kokoro, „vielleicht der einzige Europäer war, der dieses Land ganz gekannt und ganz geliebt hat", sagt: „Möglich, daß Japan seiner fremden Lehrmeister im Lauf der nächsten Jahrzehnte freundlicher gedenkt. Aber es wird dem Abendlande gegenüber nie das fühlen, was es vor der Meijiperiode für China empfand, die ehrfurchtvolle Achtung, die nach altem Brauch dem geliebten Lehrer gebührte. Denn die Weisheit Chinas wurde freiwillig gesucht, während die des Abendlandes ihnen mit Gewalt aufgezwungen wurde. Die Schranken des Rassenempfindens, der Verschiedenheit des Gefühls, der Sprache, des Wesens und Glaubens werden voraussichtlich noch auf Jahrhunderte hinaus unübersteiglich bleiben. Obwohl man auch Beispiele warmer Freundschaft zitieren könnte, versteht doch der Fremde im Allgemeinen den Japaner so wenig, wie der Japaner den Fremden versteht. Was für den Fremden schlimmer als das Unverständnis, ist die einfache Thatsache, daß seine Position die des Eindringlings ist." Munzinger: „Man haßt die Fremden, trotz der zur Schau getragenen Freundlichkeit und Höflichkeit. Von alters her litten sie wegen ihrer Isolirtheit an Größenwahn. Vor der Vaterlandsliebe hört jeder Sinn auf; kein Mittel ist für das Vaterland unerlaubt. Der Fanatismus bemächtigt sich leicht der Gemüter." Bousquet: „Viel Lebhaftigkeit, Intelligenz und Talent, wenig Prinzip und kein Charakter." Selbst Rein findet „oft eine unergründliche Verschlagenheit". Hat ähnlich nicht Sir Harry Parkes, der frühere englische Gesandte, geurteilt? Nicht Herr Ernst von Hesse-Wartegg (in seinem Buch über China und Japan) dasselbe in einem langen, Dschiudschutsu überschriebenen Kapitel vertreten? Und leicht ließe sich die Liste noch verlängern. Gewiß, das ist der Herren eigner Geist, in dem die Völker sich bespiegeln; doch ist's immer gut, zu sehen, wenn eigene Prüfung nicht möglich ist, wie sich in fremdem Auge ein Wesen gezeigt hat.

„Die europäischen Mächte zeigen bereits Anzeichen des Verfalls, und das kommende Jahrhundert wird Zeuge sein von der Zertrümmerung ihrer Verfassung und dem Auflösen ihrer Reiche. Selbst wenn das nicht eintreten sollte, werden ihre Hilfsquellen durch die erfolglosen Versuche zur Colonisation aufgebraucht sein. Wer soll dann ihr Nachfolger werden, wenn nicht wir? In Bezug auf intellektuelle Kraft ist der Japaner dem Europäer in jeder Hinsicht gewachsen; ja noch mehr. Haben die Japaner nicht die Vervollkommnung einer Erfindung zuwege gebracht, die den Europäern trotz jahrelanger Arbeit nicht gelang? Wahr ist es: unser Volk ist klein

von Statur, aber die Ueberlegenheit des Körpers beruht nicht auf der Größe, sondern auf der Constitution. Ist die Revision der Verträge vollzogen, und hat Japan China besiegt, dann sollten wir eine der ersten Großmächte der Welt werden, und keine andere Macht könnte sich in irgend eine Unternehmung einlassen, ohne zuerst uns zu befragen. Japan könnte dann mit Europa in Wettbewerb treten als der Vertreter der orientalischen Rassen." Graf Shigenobu Okuma, der Minister des Auswärtigen, hat früh schon das Ziel gezeigt, nach dem gesteuert werden sollte. Und hat gewiß mehr, als seinen Landsleuten lieb war, von dem Sehnen verrathen, das in der Brust fast jedes Nipponesen drängt. Schritt für Schritt hat sich das Inselvolk dem einmal gesteckten Ziele genähert, keine Anstrengung gescheut, nicht Blut noch Leben geschont. Und scheint heute mehr denn je entschlossen, den letzten verfügbaren Mann an die selbstgewählte Mission zu wenden.

Ob es ans Ziel seines Wünschens gelangen wird? Vorläufig ist ihm fast Alles gelungen, und mit Staunen sah die alte Europa, wie lenzliche Kräfte sich auf dem Kraterland recken und regen; hat längst auch schon seine Großmachtstellung anerkannt und wirbt eifernd um seine Huld. Es ist mit England verbündet, mit Frankreich freiwillig und aus Vertragspflicht d'accord, mit Rußland nun in Entente. Und steht mit einem Bein fest schon auf dem größten der Continente. Weiß es sich mit dem (freilich auf Jahre hinaus noch gelähmten) Sibirier dauernd gut zu stellen, können wir in Asien noch eine Verschiebung der Verhältnisse erleben, die nicht bloß den Unzünftigen überraschend kommen dürfte. Ob Eduard dabei viel Freude erleben würde? Schwerlich. Jede Verständigung zwischen Japan und Rußland ist eine Schwächung der Position Englands, dessen Stellung in Indien ohnedies nicht allzu günstig ist. Manches drängt den Tenno zur Verständigung mit dem Herrn aller Reußen, der in Europa Deutschland, in Asien England in der Flanke sitzt, mit Riesenarmen das Reich des Himmelssohnes umklammert hält, und dessen Freundschaft Hayashi, solange die Abrechnung mit dem Yankee nicht erledigt, so nöthig hat wie den täglichen Reis. Gegen seinen Willen ist auf die Dauer japanische Politik mit Erfolg nicht zu machen; auch mit Eduards Hilfe nicht. Sentimentalität ist kein japanisches Laster. Erkennt der schief Geäugte, daß die Freundschaft mit England nicht den erhofften Gewinn abwirft, wird er keinen Augenblick mit dem Frontwechsel zögern. Und selbst Nicolai ist nicht launenhaft genug, eine Entente nicht zu pflegen, die mehr, als irgend eine sonst, dem Augenblick Gunst verspricht.

Karl Schnitzler.

Die Elsaß-Lothringische Frage.

Von Eugène Destez, Paris.

Während der 36 Jahre, die seit dem Besitzübergang Elsaß-Lothringens an Deutschland vergangen sind, hat die elsaß-lothringische Frage nicht aufgehört, im Vordergrunde des öffentlichen Interesses in Frankreich zu stehen. Diese zwischen den beiden Nachbarländern schwebende Frage hat ihren Einfluß 36 Jahre lang auf die ganze europäische Politik ausgeübt und wird, wie ich fürchten muß, noch auf lange Zeit hinaus als Gewitterwolke über den Vogesen stehen.

Dies- und jenseits des Rheins haben kluge Männer versucht, auf friedlichem Wege diese beide Länder trennende Frage zu lösen. Sie haben die Entwickelung anderer annektierter Länder verfolgt und aus der Geschichte zu lernen versucht. Gewiß sind vom ethnographischen und historischen Standpunkte aus ihre Mühen interessant gewesen, ganz ohne Zweifel! Aber einen praktischen Wert, ein Resultat, haben sie nicht gehabt. Denn nur zwei Lösungen sind möglich: der friedliche Vergleich oder das Schwert.

Fürchterlich wäre das Schwert. Weder Deutschland noch Frankreich wünschen sich diese Lösung. Die Elsässer und mehr als sie, die Lothringer, wissen, daß auch diesmal wieder auf ihren sonnigen heiteren Gefilden sich das blutige Glücksspiel abwickeln würde, und das ist wahrlich keine reizvolle Aussicht.

Von Tag zu Tag verringert sich die Zahl der Revancheschreier in Frankreich. An der Spitze der nationalen Partei stehen zwar noch Déroulède, Millevoye, Marcel Habers, aber ihr politischer Einfluß hat merkwürdigerweise seit der boulangistischen Bewegung immer mehr an Bedeutung verloren. Wenn es jemals wieder einen Krieg zwischen Deutschland und Frankreich geben sollte, würde die elsaß-lothringische Frage vielleicht nicht die wirkliche Ursache sein; würde möglicherweise nicht einmal den Vorwand abgeben. Frankreich hat übrigens soviele Beweise seiner Friedensliebe gegeben, daß man tatsächlich nicht zu fürchten braucht, es werde den Anstoß geben, der das Pulver zum Explodieren bringt.

Die Versuche einer friedlichen Lösung sind sehr zahlreich, aber leider muß ich sagen, daß ich den meisten recht skeptisch gegenüberstehe.

Zuerst ist da eine Kundgebung der Liga vom Jahre 1903: Unmöglich ist für Frankreich die Anerkennung des fait accompli; für Deutschland unmöglich die Rückgabe der Provinzen an Frankreich.

Die Neutralisation würde Deutschland schädigen, ohne Frankreich zu nützen.

Die käufliche Rückerwerbung würde in Frankreich wenig Zustimmung finden, und ich glaube, Deutschland würde, schon um der eigenen Würde willen, nie auf einen solchen Handel eingehen.

Schließlich könnte es sich um Austausch des ganzen Reichslandes oder eines Teiles davon gegen eine koloniale Besitzung handeln.

Dieser Lösung bringt man in Frankreich am meisten Sympathie entgegen, ohne doch gar zu ernst an ihre Verwirklichung zu glauben.

Betrachten wir die elsaß-lothringische Frage nunmehr von einem anderen Gesichtspunkte.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß Elsässer wie Lothringer „les français" und auch „les allemands" sagen; die „Hinzugekommenen" zum Unterschied von den Eingeborenen.

Ich wage es nun keineswegs, irgend einen der oben erwähnten Vorschläge zu empfehlen, und wenn ich mich dennoch nach einer Lösung des Problems umsehe, so will ich versuchen, sie aus dem Studium des annektierten Landes selber zu gewinnen.

Wie langwierig und mühevoll ist doch die psychologische Erforschung eines Volkes, dessen geistige und soziale Entwickelung durch eine plötzliche Katastrophe grausam unterbrochen worden ist, dessen Denken und Fühlen ein neues Erziehungs- und Unterrichtssystem in eine unbekannte, ungewohnte Bahn gelenkt hat!

So darf ich wohl reden, ich, der fünf Jahre hindurch, um nur des einen der beiden Länder, Lothringens, zu gedenken, den Pulsschlag seines inneren Lebens — und Leidens! — beobachtet habe. Denn in einem oder zwei Monaten dringt weder der Blick eines Deutschen noch eines Franzosen so tief in die Seele dieses Volkes, daß er sich ein Urteil über dessen Eigenart bilden könnte. Wieviele meiner französischen Landsleute habe ich an dieser schwierigen Aufgabe scheitern sehen, deren Lösung nur auf *eine* Weise möglich ist: Es gilt, sich selber in die Denkweise des elsässisch-lothringischen Volkes einzuleben, sie sich anzueignen!

Diesem Zweck zuliebe überwand ich mich, allem Groll, aller Voreingenommenheit zu entsagen, alle Erinnerungen an den schrecklichen Krieg, den ich mit erlebt habe, in mir auszulöschen.

Diesem Zweck zuliebe suchte ich Zugang zu allen gesellschaftlichen Kreisen, verkehrte ich mit Beamten, Gewerbetreibenden, Abgeordneten aller Parteien des Landesausschusses in Straßburg und des Reichstags in Berlin, bemühte ich mich, genau festzustellen, eine wie große Dosis Aufrichtigkeit die Proteste eines Bezançon, den man den „letzten französischen Maire" genannt hat, sowie der Herren Antoine und Lalanne enthielten.

Wahrlich, ich würde lügen, wenn ich sagen wollte, mir wäre bei mancher allzu eifrig betriebenen Nachforschung nicht weh ums Herz geworden! Wüßten die Nationen, was für Verwüstungen eine Annexion im innersten Wesen eines Volkes anrichten kann, — sie würden an keine gewaltsamen Eroberungen mehr denken!

Denn eine solche Eroberung bedeutet die Entfesselung der gemeinsten Leidenschaften, des Verrats, der Lüge, der Angeberei, die nach der Besetzung des Landes alsbald durch die vereinsamten Straßen umherschleicht, der feigen Furcht, die Verwandte und Freunde dem Sieger ausliefert!

Ja, der moralische Gewinn, der nach der Ausmusterung der feindlichen oder verdächtigen Elemente übrig bleibt, ist zu gering, als daß ein großmütiger Eroberer ihn nicht verschmähen sollte.

Und man wende nicht ein, ich hätte eine solche Verunstaltung einer Volksseele nur in Elsaß-Lothringen finden können: Aehnliches habe ich auch oben in Schleswig gesehen!

*

Im Lauf der Jahre hat das Reichsland seinen Werdegang wieder aufgenommen, aber nur, indem es an dieser und jener Stelle des Weges einen Teil seiner Illusionen,

seiner Hoffnungen fallen ließ. Hat doch im Elsaß wie in Lothringen das Wort Patriotismus alle und jede Bedeutung verloren. Das Vaterland! Welches? Das alte oder das neue? Klammert man sich an das alte, so macht man sich eines Mangels an Loyalität schuldig; bevorzugt man das andere, so ist man ein Tempelschänder!

Aber dringender noch als die Fragen der Politik, der Nationalität und die geistigen Interessen machte sich das materielle und praktische Leben geltend. Diejenigen, die aus verschiedenerlei Gründen nicht nach Frankreich hatten auswandern können, übrigens auch nicht wußten, welch ein Schicksal ihrer dort wartete, sahen neben sich eine Unzahl Geschäftsleute zweifelhafter Natur auftauchen, die aus den unbekanntesten Winkeln Deutschlands, aus dem Großherzogtum Luxemburg, ja sogar aus Frankreich hergelaufen waren, und diese Menschen, denen die plötzliche Auswanderung vieler Einheimischen eine Menge Grundstücke in die Hände lieferte, sahen sie durch kecke, mühelose Spekulationen rasch zu Reichtum gelangen!

Von den alteingesessenen Elsässern und Lothringern blieben so nur die untüchtigen, minderwertigen Elemente zurück, und aus diesen unbrauchbaren Trümmern mußte man Volksvertretungen und städtische Behörden herstellen! Es gelang, aber die Ergebnisse waren recht mittelmäßige. Das deutsche Unterrichtssystem namentlich führte nur langsam eine Umwandlung der Jugend herbei: Die Kinder lernten in der Schule deutsch und sprachen zu Hause französisch. Die deutsche Schulbildung sagte eben der Denkweise und dem Charakter der elsässisch-lothringischen Rasse nicht zu, sie ist ein Kleid von schlechtem Schnitt, das ihr nicht paßt.

Allerdings mildert sich der Haß der ersten Annexionsjahre, und nimmt der Handels-, Geld- und Industrieverkehr zu. Aber in den Gemeindevertretungen müssen die Bürgermeister mit dem Gespenst des „Kaiserlichen Wunsches" drohen, wenn sie eine gemeinnützige Maßregel durchsetzen wollen. Und im Elsaß hat die gemeinsame Sprache nicht die Verschmelzung der Einheimischen und der Reichsdeutschen, nicht die Germanisation gefördert, sie ist vielmehr eine Waffe der Opposition geworden. Autonom und Elsässer war der Elsässer vor der Annexion, und er ist es nach der Annexion geblieben. Der Lothringer aber denkt, spricht und lebt französisch.

Alle Drangsalierungen haben keinen Erfolg gehabt, sie entflammen nur die Sehnsucht nach der Vergangenheit, die für dieses Volk die Freiheit bedeutet.

Die Geistlichkeit freilich, die anfangs die Erinnerung an die französische Vergangenheit eifrig pflegte, hat diese Rolle wegen der Politik, die Frankreich in bezug auf die Kirche einschlug, nicht weiter spielen können. Denn die katholischen Zeitungen des Reichslandes stehen unter der Botmäßigkeit der Bischöfe und durften, als mehr und mehr vom Kaiser bezeichnete Prälaten einen bischöflichen Thron bestiegen, auch nur deren Ideen wiedergeben. Es ist schon lange Jahre her, daß der Lorrain, das katholische Organ in Metz, in einem von dem Abbé Collin, seinem Redakteur, unterzeichneten Artikel von der Vergangenheit Abschied nahm. „Ohne unsern alten Erinnerungen etwas zu vergeben," schrieb er damals, „ist es Zeit, uns der Zukunft, der aufgehenden Sonne, zuzuwenden."

Bei der Gemütsverfassung der eroberten Provinzen, so wie sie sich gegenwärtig, nach sechsunddreißigjähriger deutscher Herrschaft, entwickelt hat, ist es die erste Pflicht des Reiches, die Annektierten das Joch nicht fühlen zu lassen: Man kann ein Volk nicht mit Gewalt seiner Nationalität berauben, man gewinnt Herzen nicht mit Rücksichtslosigkeiten!

Man lasse sie in Freiheit leben und atmen, hemme ihre Bestrebungen durch keinen Zwang, dann wird sich, wenn einst die beiden Provinzen erst wieder zu sich kommen, wenn die Erinnerung an die Gewaltsamkeit der Annexion mehr und mehr schwindet, die Lösung der Frage vielleicht von selber ergeben.

Unter einem gleichmäßigen, milden Regiment kann Elsaß-Lothringen, das jetzt eine Scheidewand zwischen Deutschland und Frankreich bildet, ein Bindeglied werden, ohne daß man sich auf eine Neutralerklärung einzulassen brauchte.

Ideen schreiten vorwärts in allen Ländern, Menschenmacht kann ihnen kein Halt gebieten. Das im Reiche des Geistes so mächtige Deutschland steht mehr als jedes andere Land unter ihrer Herrschaft.

Faßt man die unermeßlichen Folgen ins Auge, die eine Annäherung zwischen Frankreich und Deutschland nach sich ziehen würde, berechnet man, was für Vorteile sich daraus für die Machtstellung beider Länder ergeben müßten, so erstaunt man, daß diese Frage nicht schon längst einer reiflichen, praktischen Erwägung unterzogen worden ist.

In Frankreich erlaubt der Nationalstolz keiner Regierung, was für eine es auch sei, den ersten Schritt zu tun.

In Deutschland ist dem nicht so, und deshalb darf die zivilisierte Welt erwarten, daß es die Initiative ergreifen und diese offene Frage für immer schließen wird. Diese Zumutung kann es sich gefallen lassen: sie beweist, daß es in den Augen der Welt zu groß dasteht, als daß es sich durch ein Entgegenkommen etwas vergeben könnte.

Das Christentum und die Kunst.

Von Georg Simmel.

Die geschichtlichen Fäden, die sich zwischen Religion und Kunst spinnen, sind unzählige Male verfolgt worden: wie die Kultzwecke das Götterbild entstehen ließen, wie sich aus der religiösen Feier und der Anrufung der Götter die poetischen Formen entwickelten, wie die Erhebungen und wie der Verfall der Religion die Kunst oft in gleichem, oft in völlig entgegengesetztem Sinn beeinflußten — alles dies ist zu begriffenen Tatsachen der Kulturgeschichte geworden. Allein die Motive, mit denen aus dem Wesen der Sache heraus das eine das andre anzieht oder abstößt, durch die all jene historischen Verknüpftheiten nur als die mehr oder weniger vollkommenen Verwirklichungen tieferer und prinzipieller Zusammenhänge erscheinen — diese Motive harren noch ihrer Klärung. —

In das räumliche Gleichnis von Nähe und Distanz müssen wir unzählige Male das Verhältnis seelischer Inhalte bannen, dessen innerliches Wesen diesem Symbol mit

seiner äußeren Meßbarkeit schließlich ganz fremd ist. Auf seine Verständlichkeit dennoch rechnend, kann man die Gemeinsamkeit des religiösen und des künstlerischen Verhaltens so bezeichnen: daß das eine wie das andre seinen Gegenstand in eine Distanz, weit jenseits aller unmittelbaren Wirklichkeit hinausrückt — um ihn uns ganz nahe zu bringen, näher, als je eine unmittelbare Wirklichkeit ihn uns bringen kann. In dem Maß, in dem eine Religion wirklich ihrem reinen Begriff entspricht und nicht von andern Seelenprovinzen her mit allerhand Bedürftigkeiten und Beschränktheiten gemischt ist, drängt sie den Gott ins „Jenseits", sein Abstand von allem Greifbaren und von der Welt unsrer Wirklichkeiten ist die absolute Steigerung jener „Distanz", in der der hohe und überlegene Mensch alle ihm Nicht-gleichen hält. Aber der Gott, in dieser Distanz verbleibend, bleibt zugleich nicht in ihr, sondern als wäre jene nur ein Anlaufrückschritt, bemächtigt sich die Seele seiner als des Nächsten und Vertrautesten, bis zur mystischen Einswerdung mit ihm. Dieses Doppelverhältnis zu unserer Wirklichkeit wiederholt die Kunst. Sie ist das Andere des Lebens, die Erlösung von ihm durch seinen Gegensatz, in dem die reinen Formen der Dinge, gleichgültig gegen ihr subjektives Genossen- oder Nichtgenossen-Werden, jede Berührung durch unsere Wirklichkeit ablehnen. Aber indem die Inhalte des Seins und der Phantasie in diese Distanz rücken, kommen sie uns näher, als sie es in der Form der Wirklichkeit konnten. Während alle Dinge der realen Welt in unser Leben als Mittel und Material einbezogen werden können, ist das Kunstwerk schlechthin für sich. Aber all jene Wirklichkeiten behalten dabei eine letzte, tiefe Fremdheit gegen uns; und selbst zwischen unserer Seele und der des andern findet unsere Sehnsucht des Nehmens und des Gebens eine hoffnungslose Unüberbrückbarkeit. Das Kunstwerk allein kann ganz unser werden, in seine Form gegossen ist allein eine Seele uns ganz zugängig: indem es mehr für sich ist, als alles andere, ist es mehr für uns als alles andere. Von den Inhalten des Lebens als solchen pflegen wir zu empfinden, daß es irgend einer Bewegung des Daseins, irgend eines „Schicksals" bedurfte, um sie uns nahe zu bringen, daß sie durch ihr bloßes Dasein noch nicht zu uns gehören. Nur der Gott, an den wir glauben, und die Kunst, die wir genießen, sind von vornherein und bloß dadurch, daß sie da sind, für unsere Seele bestimmt. Und wenn auch die große Liebe sich solcher Vorbestimmtheit füreinander bewußt ist, die das zusammenführende Schicksal nur vollstrecken kann, so unterscheidet sie von jenen beiden ihr völlig individuelles Wesen: nur mit diesem einen Menschen und weil er gerade dieser eine ist, ist ihm die andere Seele rein von sich aus verbunden. Wenn aber der Gläubige schon durch seine Existenz sich mit seinem Gotte eins weiß, wenn der vom Kunstwerk Ergriffene dies wie seine eigne innere Notwendigkeit empfindet — so sind hier nicht mehr individuelle Besonderheiten am Werke, sondern jene tiefen Schichten, in denen der Mensch zwar sein ganzes Ich wirksam, dieses aber doch als den Träger einer überpersönlichen, seine Sondergestaltung hinter sich lassenden Gesetzlichkeit und Seinsbedeutung fühlt.

Und dies erscheint mir als die tiefste Formgleichheit, aus der heraus die Religion allenthalben als der Vorläufer der Kunst, die Kunst allenthalben als die Erregerin religiöser Stimmung auftritt: daß nur diese beiden ein absolut für sich existierendes Sein zum innersten und wie selbstverständlichen, wie vorbestimmten Besitztum der Seele machen.

Diese prinzipielle Beziehung zwischen der Form des religiösen Lebens und der der Kunst realisiert sich in den verschiedenen Kulturen in sehr mannigfaltigen Arten. Es ist gewissermaßen ihre eigene Steigerung, durch die sie im Christentum manchmal in ihr Gegenteil umzuschlagen scheint. Sicher ist hier unter allen bekannten Religionen die Spannung zwischen der Entferntheit und der Nähe des Gottes die allerenergischste, aber auch die versöhnteste, weil hier eine Beziehung des Herzens zu dem Gotte besteht, die an der Unendlichkeit der metaphysischen Distanz gegen ihn ihre ganze siegende Kraft zeigt. Hiermit scheint das Bedürfnis mancher Seelen, einen Lebensinhalt sich ganz ferne zu rücken, um ihn dann ganz in sich einzuziehen, so völlig gedeckt, daß die Kunst in ihrer parallelen Leistung als überflüssig, ja als ein unzulässiger Wettbewerb erscheint. Daß das Christentum so oft die Kunst unmittelbar abgelehnt hat, ist weder immer asketische Verwerfung des Sinnenreizes, noch immer ästhetische Unkultur, sondern geht, neben manchen andern Motiven, auf diesen Instinkt zurück: daß die Seele der Kunst nicht mehr bedarf, weil sie alle Ausdehnung in das Reich jenseits des Gegebenen und alles Wiedereinbeziehen dieses in sie hinein — bereits besitzt.

Andrerseits bietet das Christentum ebenso durch die Personen und Geschehnisse seiner Tradition wie durch den körperlichen Ausdruck, zu dem die ihm eigenen Gemütsverfassungen drängen, Motive dar, die wie auf die Formgebungen der bildenden Kunst angelegt erscheinen. Die Demut, das Gebet, das innige Insichverzücktsein — alles dies bringt den Körper besonders gut in sich zusammen, hält die Extremitäten an den Rumpf und begünstigt damit die Geschlossenheit und anschauliche Einheit des Körpers. Selbst das Ausstrecken der Arme zum Gebet ist etwas völlig anderes als das Abspreizen, das die Konzentriertheit der Erscheinung auflöst. Denn entweder sind die Hände vereinigt, was eine sehr entschiedene Zusammengefaßtheit des Bildes ergibt, oder, selbst wenn sie sich breiten, streben sie einem ideellen Brennpunkt zu, in dem die Richtungen ihrer inneren Bewegtheit sich begegnen — wie man von parallelen Linien sagt, daß sie sich im „Unendlichen" treffen. Daß in aller guten Kunst der Körper in seinem ganzen Umriß streng zusammengehalten ist, gehört zu den Forderungen, mit denen der Reiz der bloßen Anschaulichkeit zum Sinnbild innerlich-seelischer Normen wird. Denn wir verlangen von dem Individuum, daß all seine Aeußerungen von einem Mittelpunkte her beherrscht und charakterisiert seien, und nicht anarchisch, ohne Beziehung auf die Einheit der Person, zerlaufen; so fordern wir von der plastischen Erscheinung des Menschen, daß seine Glieder jedem

Impuls seiner zentralen Einheit absolut gehorsam erscheinen, keines dem durch das Ganze kreisenden Lebensstrome entzogen sei. Daß die Seele den Körper einheitlich durchdringt und ihn damit zum Träger der „Persönlichkeit" macht, wird vermittels jener Geschlossenheit des Umrisses, vermittels der gefühlten Beherrschtheit jedes Gliedes durch die Innervation vom Zentrum her in die sinnliche Anschauung erhoben. Was wir die „Beseeltheit" des Körpers nennen, ist nur ein anderer Ausdruck für die artistische Forderung seiner Zusammengehaltenheit. Die unbedingte Herrschaft der Seele, für die das Christentum lebt, drückt sich deshalb adäquat in all jenen Attitüden aus, die, dieser Forderung von sich aus genugtuend, schon in ihrer Wirklichkeit die Kunstform vorbereiten. Die besondere Bedeutung, die die Anschauungsform hier als Ausdruck des seelischen Zustandes gewinnt, liegt darin, daß diese Formen strenger Zusammengehaltenheit gerade von einer starken inneren Bewegtheit durchströmt werden — im Gegensatz etwa zu den Buddhagestalten der indischen und japanischen Plastik, in denen die künstlerische Geschlossenheit der Erscheinung eine ganz vollkommene ist, ohne daß die damit ausgedrückte Seelenhaftigkeit eine eigentlich bewegte wäre. Sie ist vielmehr die der absoluten Resignation, des Zurückziehens der Seele in das schlechthin Bewegungslose, das freilich die reine Einheit ist, weil das Leben hier jede Expansion verloren hat; jene für das Christentum charakteristischen Gesten aber verraten gerade eine weit ausgreifende Leidenschaft, die nun durchaus auf einen einzigen, innersten und entscheidenden Punkt hin orientiert ist.

Dies findet eine höchst wirkungsvolle Zuspitzung oder Besonderung in der Erscheinung der christlichen Mythologie, die der künstlerische Instinkt von Anfang an in ihrer formal künstlerischen Bedeutung erkannt hat: in der Maria mit dem Kinde. Jene Verknüpftheit aller Wesenselemente nach innen zu, jene konzentrierte Einheit des Lebens, von der ich sprach, ist am unmittelbarsten innerhalb der Weiblichkeit gegeben. Die Frau wird — ob überall und dauernd mit Recht, bleibe dahingestellt — als das undifferenziertere Wesen empfunden, als dasjenige, dessen Kräfte und Triebe enger und einheitlicher als beim Manne in sich gesammelt, solidarischer von *einem* Punkte aus erregbar sind. Dem entspricht es, daß von ihrer körperlichen Erscheinung, in der Natur und noch stärker in der Kunst, völlige Geschlossenheit und Zentripetalität erwartet wird, nicht die weit ausladende, sondern die zusammengehaltene Gebärde, die immer, wenn sie auch unmittelbar sich nach außen richtet, nach innen weist und mit allem, was sie hat, jedesmal den Kreis ihres Wesens schließt. Indem die Madonna nun mit dem Kinde verbunden ist, wird dies scheinbar aufgelöst, sie findet jetzt den Sinn ihrer Existenz in einem Wesen außerhalb ihrer. Daß dies dennoch ihre Einheit nicht zerstört, daß das Kind zwar ihr Nicht-Ich und doch ihr Ich ist, bedeutet das eigentliche Mysterium der Mütterlichkeit. Hier ist der Gegensatz des Fürsichseins und Für-einen-andern-seins überwunden, nicht im Sinne des

Egoismus, der oft einen geliebten Menschen in sich einbezieht, sich um ihn erweitert, aber dabei immer Egoismus bleibt; sondern hier offenbart sich eine höhere Bedeutung des Lebens, die seiner Gesammeltheit nach innen erst durch diese Richtung auf seinen, zu *eigenem Sein* aufgewachsenen Sinn die volle Kraft und Weihe gibt. Indem durch die Konzentriertheit auf das Kind die Wesenseinheit der Mutter scheinbar durchbrochen ist, ist sie in Wirklichkeit erst ganz gewahrt. Diese seelische Struktur der Mütterlichkeit gibt den Darstellungen der Maria mit dem Kinde ihre höchste formale Aufgabe. Wo sie gelöst ist, da ist die Erscheinung der Frau, während sie *mit dem Kinde zusammen* die artistisch geschlossene Anschauung gewährt, doch *in sich* absolut einheitlich. Daß ein Wesen, indem es mit einem andern zu einer Einheit zusammengeht, darum kein bloßes Glied und Bruchstück ist, sondern gerade so zu seiner höchsten eigenen Geschlossenheit gelangt — dies ist hier für die ästhetische Anschauung völlig verwirklicht. Gerade durch die Eigenbedeutung des Jesuskindes, die das animalische Dazugehören des Kindes zur Mutter, als wäre es noch immer ein pars viscerum, ausschließt, gipfelt sich die Spannung zwischen beiden und das Problem, dem religiös-metaphysischen Verhältnis der Madonna zum Kinde eine Anschaulichkeit zu schaffen. Mit seiner Lösung begann die Kunst, ein völlig neues Reich von Formen auszubilden — von Formen, die die Darstellung eines Individuums gerade an seinem Verhältnis zu einem andern auf ihre höchste Eigenbedeutung zu bringen gestatteten. Dies ist die allgemeine Konfiguration der christlichen Mythologie, durch die sie sich von der antiken scheidet: daß jede Einzelperson in ihr in einer wesentlichen, ihre Bedeutung bestimmenden Beziehung zu anderen steht. Johannes ist um Jesu willen da — wie, auf anderen Stufen, Maria und wie die Engel —, Jesus ist für alle da, die Heiligen um der Gläubigen oder der Ungläubigen willen, die Kirche umschlingt die gesamten Stufen des christlichen Lebens in einem Organismus wechselwirkender Glieder. Ein Netzwerk von gegenseitigen Relationen durchzieht hier den Bezirk heiliger Persönlichkeiten, aus ihrem tiefsten religiösen Wesen quellend oder es bestimmend, während die Beziehungen der klassischen Götter und Heroen entweder äußerlich-verwandtschaftlicher oder anekdotischer Art sind und die eigentlich religiöse Bedeutung der einzelnen wenig berühren. Daher ist für die christliche religiöse Kunst die Malerei ebenso charakteristisch, wie für die antike die Plastik, weil jene die Darstellungsformen für die Relationen mehrerer Persönlichkeiten bietet, diese aber für die sich selbst genügende Einzelgestalt. —

Nicht weniger revolutionär, wie das Problem der Madonna innerhalb der artistischen Formenentwicklung wirkt, tritt das Problem des Kindes auf: ein kindlicher Körper, mit seiner quantitativen Geringfügigkeit, seiner Undifferenziertheit, seiner geringen Fähigkeit zu starkem und eindringlichem Ausdruck — soll dennoch *anschaulich* als das legitime Zentrum des Bildes, als die beherrschende, sinngebende Potenz

innerhalb desselben auftreten. Es ist höchst interessant, die Mittel zu verfolgen, mit denen die Maler diesen Widerspruch überwinden. Botticelli gibt z. B. in dem herrlichen Berliner Tondo dem Kinde dadurch eine exzeptionelle Betonung, daß er es in die Horizontale legt, während alle andern Figuren des Bildes aufrecht stehn. Andrea del Sarto erreicht das gleiche in der großen Madonna der Uffizien, indem das Kind das einzige lebhaft bewegte Element unter lauter ruhig dastehenden Gestalten ist. In manchen Fällen ist es die Nacktheit des Kindes, die es vor den andern, bekleideten Gestalten sinnlich stark heraushebt. Michelangelo verwendet in dem Tribunabild ein mehr psychologisches als formales Mittel: er läßt fühlen, daß dieses Kind für diese Eltern die Hauptsache ist, wodurch es denn auf die natürlichste Weise zur Hauptsache des ganzen Bildes wird. Hier wie sonst häufig nötigt die auf das Kind hin orientierte Attitüde der andern Personen dem Beschauer den Rückschluß auf: da dieses kleine Wesen als das Zentrum seiner Umgebung situiert und verehrt ist, so muß es ja wohl die Superiorität besitzen, die solches rechtfertigt.

Dieser Schwierigkeit korrespondiert eine ähnliche, die an dem andern Pol der Lebensgeschichte Jesu auftaucht. Der gekreuzigte oder vom Kreuz genommene Christus scheint nicht die Kraft zu haben, mit der er als das bewegende Zentrum der lebhaften Erregungen um ihn herum wirken könnte. Der Leichnam, der anschaulich nur wie ein Stück Materie der bloßen Gravitation folgt, dem die Richtung des Geistes: nach oben, zur Besiegung der stofflichen Schwere — fehlt, macht die Superiorität nicht sinnlich begreifbar, die er dennoch ausüben soll. Die malerischen Mittel zur Ueberwindung dieses Widerspruchs ähneln denen des vorigen Problems. Vor allem wirkt auch hier die Nacktheit als ein akzentuierender Faktor; dann, daß dieser Körper gerade der einzig unbewegte unter lauter leidenschaftlich bewegten ist; endlich bringt auch hier seine als Tatsache vorgetragene Wirkung gerade durch den Gegensatz gegen ihre anschauliche Rechtfertigung ihre ungeheure Stärke um so schlagenderer Ueberzeugung. Daß so vermöge gewisser Imponderabilien die Christuserscheinung kann, was sie eigentlich nicht kann — das ist der malerische Ausdruck der tiefen Paradoxie des Christentums: daß der Seele das eigentlich Unmögliche zugemutet wird, dem irdischen Wesen der Gewinn der transzendenten Werte, dem Unvollkommenen die Vollkommenheit. Die Aufgabe wird so schwer gemacht, daß sie unlösbar scheint; indem sie nun dennoch gelöst wird, mindestens der Idee nach oder in der Erscheinung des „Heiligen", tritt erst die unermeßliche Gewalt der Seele hervor. Es wird sozusagen das Stadium der „Möglichkeit" übersprungen; der absoluten Aufgabe des Christentums gegenüber befindet sich die Seele im Stande der Unmöglichkeit und doch im Stande der Erfüllung und Vollendung, das „Mittlertum" Christi drückt gewissermaßen den Ausfall der Instanz des „Könnens" aus, ein ideelles Zwischenglied tritt ein, um fühlbar zu machen, daß die Seele hier vollbringt, was sie nicht kann. Dieser fundamentale Zug des Christentums, den das credo quia absurdum nach

der Seite der Intellektualität hin darstellt, hat die Kunst aufgenommen, indem sie Erscheinungen mit anschaulicher Ueberzeugungskraft Wirkungen ausüben läßt, zu denen sie gerade anschaulich nicht imstande zu sein scheinen.

In weniger absoluter, aber künstlerisch nicht weniger interessanter Weise ist es dem Christentum in der Kunst gelungen, die Gestalten der heiligen Geschichte der unvermeidlich scheinenden Alternative zwischen historisch-realer Treue und individuell-künstlerischer Phantasiemäßigkeit zu entrücken. An bedeutenden Persönlichkeiten der Vergangenheit, deren Vorstellung ebenso durch die Fülle weit ausgreifender Assoziationen wie durch die Zeitferne unvermeidlich eine gewisse Verschwommenheit zeigt — pflegt die malerische Darstellung erhebliche Schwierigkeiten zu finden. Wird uns von einer männlichen Figur im Kunstwerk gesagt, dies sei Phidias oder Plato oder Karl der Große, so wirkt dies oft bis zur Peinlichkeit oder bis zum Humor enttäuschend. Die Vielheit der Vorstellungen, die, mit unsicher begrenzter Latitüde um einen festen Kern schwingend, unser inneres Bild dieser Persönlichkeiten ausmachen, wird durch die konkrete Darstellung ungebührlich eingeengt, sie *kann* überhaupt, der festen Begrenztheit alles Anschaulichen wegen, der Forderung unserer Phantasie nicht genügen und ist dieser gegenüber gleichzeitig Verarmung und Vergewaltigung. Wo das historisch-wirkliche Porträt überliefert ist, fällt diese Schwierigkeit fort, weil die Ueberzeugung von der Wirklichkeit über jene unbestimmten Schwebungen des Vorstellens triumphiert oder sie in dieser nicht bezweifelbaren Anschauung zentrieren läßt. Die Kunst der christlichen Kirche hat nun diesen Dualismus wunderbar vermieden, indem sie für ihre Figuren durchgehende Typen schuf, die durch ihre Fixierung die Funktion der historischen Wahrheit haben: wir glauben nicht, daß jener Mann im Chiton, mit seiner ganz zufälligen Erscheinung, Phidias sei, oder jener mit den Reichsinsignien in der Hand Karl der Große; aber die Tradition der christlichen Kunst hat das Entsprechende dennoch erreicht: wir glauben — mit dem „Glauben", der überhaupt in der ideellen Sphäre der Kunst in Frage kommt —, daß dieser Mann im blauen Gewand Christus ist, dieser an den Baum gebundene der hl. Sebastian, diese Frau mit der herabsinkenden Lyra die hl. Cäcilie. Aber die sozusagen nachträgliche Realität, die die kirchliche Tradition diesen Erscheinungen verschafft hat, ist nun weit und allgemein genug, um alle möglichen individuellen Ausgestaltungen, alle möglichen künstlerischen Nüancierungen und Stilisierungsverschiedenheiten zu gestatten. Es ist damit die ungeheuer bedeutsame Form des *Typus eines Individuums* geschaffen. Wenn sonst die singulär künstlerische Versinnlichung historischer Persönlichkeiten armselig, eng und überzeugungsschwach zu wirken pflegt, so wird dies hier durch die besondere Kombination überwunden: die religiöse Tradition hat den *Glauben* an jene Typen erzeugt und damit die real-historische Wahrheit des Gebildes ersetzt, mit dem die Darstellung sonst allein jenem Manko entgeht; aber weil es eben doch nicht Wissen, sondern Glauben ist, so ist hier eine unbegrenzte Freiheit für die individuelle künstlerische Schöpfung gelassen.

Mit alledem haben die seelischen Inhalte des Christentums die Kunst zur Bildung neuer Formen veranlaßt: die Probleme der Komposition, des Umrisses, der Art, den Körper fühlbar zu machen, die Wichtigkeitsakzente zu verteilen — all diese formalen Probleme wurden jetzt in einer Weise dringlich, die dann auch für alle möglichen Vorwürfe jenseits des Religiösen ihre Fruchtbarkeit zeigte. Endlich aber hebe ich noch ein Beispiel aus den neuen Inhalten hervor, die der Kunst aus dem Christentum kamen und deren Ausdruck sie durch Mittel nicht rein formaler Art gewinnen mußte. Ich meine die Darstellung des Leidens, das erst seit dem Christentum einen in den letzten Tiefen gegründeten Anspruch auf anschaulich-künstlerische Darstellung erhebt. Die antike Kunst hat freilich Erscheinungen wie Niobe und Laokoon. Aber hier ist das Leiden ein äußerliches Schicksal, gerade der völlige Gegensatz zu jener tiefen Notwendigkeit, mit der das Christentum es zeigt: als die Frucht der Seele selbst oder als den Klang, den sie, die zu einem ewigen Schicksal berufene, im Zusammenschlag mit der Irdischkeit ergeben muß. Andererseits hat die Antike die Amazone und den Antinous. Allein der schmerzliche Affekt in diesen ist Trauer. Und Trauer ist Leiden über das Leiden, nicht mehr die primäre Schmerzlichkeit des Schicksals selbst, sondern deren Reflex in den gleichsam allgemeineren Schichten der Seele. Dadurch hat die Trauer schon als Wirklichkeitsvorgang eine innere Distanzierung, eine Gelöstheit von dem unmittelbaren Befangensein im Schicksal, durch die sie von sich aus zur Aufnahme in die Kunstform disponiert erscheint. Die Leistung der christlichen Kunst aber ist, daß sie für das ganz unmittelbare Leiden, das noch nicht zur Trauer umgeformt ist, die ästhetische Möglichkeit und bildnerische Gestaltung gefunden hat. Das Christentum hat viele Werte, die in den sonstigen Ordnungen des Lebens, und auch vielfach in anderen Religionen, bloß negativen Charakters sind, ins Positive gewandt. Der Verzicht auf die irdischen Güter und auf alles Leibliche ist hier nicht nur ein Akt der Befreiung, es sind damit nicht nur Hindernisse für die Seele in dem Aufsteigen zu ihrem ewigen Schicksal beseitigt, sondern schon an sich selbst ist dieser Verzicht etwas Wertvolles und ein Gut der Seele: zum mindesten ein Teil ihres Weges selbst, nicht nur das Abwerfen einer Bürde auf diesem Weg. Mit der sittlichen Hingabe und Selbstverleugnung ferner wird hier nicht nur ein objektives Moralgebot verwirklicht, dem die Selbstsucht entgegensteht, sondern sie ist unmittelbar eine Erhöhung der Seele, die Selbstverleugnung ist für sich schon eine Selbstgewinnung. Der Tod ist nicht nur eine Befreiung von der Last des Lebens, sondern das Opfer Christi zeigt den Tod als den Gipfel des Lebens selbst, als seine eigentliche Weihe und die gleichsam positiv ausgedehnte Stufe, die der Seele zwischen dem Diesseits und dem Jenseits bestimmt ist. Und so nun ist dem Christentum das Leiden keineswegs ein negativer Zustand, ein Passivum der Lebensbilanz — eine Interpretation, auf die hin andere Weltanschauungen es entweder wegdisputieren oder ihm gerade eine absolute, den ganzen Lebenswert mit dem Minuszeichen versehende Bedeutung geben. Sondern

es ist ein integrierender Bestandteil des religiösen Lebens. Denn gerade, indem das Reich Gottes sich schon hier zu realisieren beginnt, muß es im Zusammenstoß mit den irdischen Ordnungen und Mächten das Leiden erzeugen: deshalb muß der Gerechte leiden, deshalb sind die Mühseligen und Beladenen zur Seligkeit bestimmt. So ist dem Christentum, im Gegensatz zu jenen griechischen Erscheinungen, das Leiden gerade ein solches, über das man nicht trauert, so wenig es seinen furchtbaren Ernst herabmindern will, ja darf. Durch diese Wendung ins Positive hat das Leiden den Charakter der Depression verloren, der es von der Kunst ausschließt. Wenn das Leiden nichts als eine Herabgesetztheit des Lebens ist, widerspricht es der Erhöhung des Lebens, die die Kunst ist — zwar nicht der Poesie, die durch das Nacheinander der Stimmungen und der Schicksale dem Leiden eine Versöhntheit und Entwicklung zu jeder Höhe und Fülle geben kann. Die bildende Kunst aber, die nur über einen einzigen Anschauungsmoment verfügt, kann ihren Widerspruch gegen das Leiden erst aufgeben, wenn das Leiden selbst jene Erhöhung zu einem positiven Lebensmomente erfahren hat. In der Passion Christi und den Qualen der Märtyrer wirkt der Schmerz nicht mehr als der feindliche Zerstörer des Lebens, sondern als eine Aufgipfelung zu einer durch nichts anderes ersetzlichen Intensität; jetzt wird das Leiden von einem Sinne durchgeistigt, der, seine Depression und seine Häßlichkeit aufhebend, es zu einem neuen Werte und Aufgabe macht. Das Christentum hat damit den ästhetischen Wert des Leidens entdeckt und hat seiner religiösen Bedeutung die Sprache der Anschaulichkeit verliehen. —

Soll mit all diesen Zusammenhängen die Religion die Kunst „angeregt“ oder ihr neue Aufgaben gestellt haben — so ist dies doch nur auf eine tiefere Ueberlegung hin annehmbar. An und für sich haben Religion und Kunst nichts miteinander zu tun, ja sie können sich in ihrer Vollendung sozusagen nicht berühren, nicht ineinander übergreifen, weil eine jede schon für sich, in ihrer besonderen Sprache, das ganze Sein ausdrückt. Man kann die Welt religiös oder künstlerisch, man kann sie praktisch oder wissenschaftlich auffassen: es sind die gleichen Inhalte, die jedesmal unter einer andern Kategorie einen Kosmos von einheitlich-unvergleichbarem Charakter formen. Unsere Seele aber, mit ihren kurzlebigen Impulsen, ihrem fragmentarischen Können, vermag keine dieser Welten zu der Ganzheit, die sie ideell fordert, auszubilden, jede bleibt von den zufälligen Anregungen abhängig, die bald dieses, bald jenes Stück von ihr in uns aufwachsen lassen. Aber gerade, daß diese Weltbilder der selbstgenugsamen Abrundung ihres Sachgehaltes ermangeln, erzeugt tiefste Lebendigkeiten und seelische Zusammenhänge — denn es weist jedes darauf an, aus dem andern Impulse, Inhalte, Aufgaben zu schöpfen, die es bei lückenloser innerer Ausgebautheit in sich selbst finden würde. Indem die Religion, wie diese wenigen Beispiele zeigten, der Kunst solche Dienste leistet, offenbart die Kunst zwar, was ihrer jeweiligen Wirklichkeit an unbedingt eigenem Schöpfertum

fehlt; aber eben damit gibt sie der Seele die Möglichkeit, mit der Ergänzung der einen Welt aus der andern sich selbst als den Einheitspunkt beider zu fühlen, als die Kraft, die einen dieser Ströme aus dem andern speisen kann, weil jeder für sich aus ihr entspringt.

Eine Bekehrung.

Von Lafcadio Hearn.

I.

O-Dai schob das Lämpchen, die Weihrauchschale und das Wassergefäß auf dem Buddharegal zur Seite und öffnete den kleinen Schrein, vor dem sie gestanden waren. Innen sah man die Ihai (Sterbetäfelchen) ihrer Angehörigen und die goldene Gestalt der lächelnden Boddhisatva-Kwannon.

Die Ihai ihrer Großeltern nahmen die linke Seite ein, die ihrer Eltern die rechte, und zwischen ihnen war ein kleineres Täfelchen mit dem Kaimyo des kleinen Brüderchens, mit dem sie in früheren, glücklicheren Jahren zu spielen und zu schmollen, zu lachen und zu weinen pflegte. Der Schrein enthielt auch einen Makemono, eine Rolle, beschrieben mit den Geisternamen vieler Vorfahren. Seit ihren Kinderjahren war O-Dai gewohnt gewesen, vor diesem Schrein zu beten.

In früheren Tagen bedeuteten die Täfelchen und die Rolle mehr für ihren Glauben, weit mehr, als nur die Erinnerung an eines Vaters Zärtlichkeit, einer Mutter Liebkosung, — mehr als die Erinnerung an die stets liebreichen, stets geduldigen, immer lächelnden Eltern, die ihre Kindheit gehegt, sie auf dem Rücken zu jedem Feste getragen, Freuden für sie ersonnen, sie in ihren kleinen Kümmernissen getröstet, ihre Unruhe beschwichtigt, sie in den Schlaf gesungen hatten, — mehr als die Erinnerung an das Lachen und die Tränen, das Schreien und Rufen und Zappeln des lieben kleinen Brüderchens, — mehr als alle Traditionen der Vorfahren.

Denn diese Gegenstände bedeuteten tatsächlich die unsichtbare Gegenwart der Verblichenen, — das Weben geheimnisvoller Sympathie und Zärtlichkeit, — die Fröhlichkeit und Betrübnis der Toten über die Freuden und die Kümmernisse der Lebenden.

Wenn sie vormals bei Anbruch der Dunkelheit das kleine Lämpchen vor ihnen anzuzünden pflegte, wie oft hatte sie da das winzige Flämmchen, von *ihrem* Odem angeweht, aufflackern gesehen!

Einem frommen Gemüt ist das Ihai weit mehr als ein Zeichen, — seltsame Möglichkeiten der Transsubstantiation und Umwandlung sind ihm eigen. In der Zeit zwischen Tod und Wiedergeburt dient es dem abgeschiedenen Geist vorübergehend als Körper: Jede Faser eines weihrauchdurchdrungenen Holzes hat ein unsichtbares latentes Leben. Der Wille des Geistes vermag es zu erwecken. Durch die Kraft der Liebe wandelt es sich manchmal zu Fleisch und Blut. Mit Hilfe des Ihai kann die begrabene Mutter zurückkehren, um ihren Säugling in der Dunkelheit zu nähren. Mit Hilfe des Ihai kann die auf dem Scheiterstoß verbrannte Braut auferstehen, um sich mit ihrem Verlobten zu vermählen,

ja ihn sogar mit einem Söhnchen zu beschenken. Durch die Kraft des Jhai kann der Diener von dem Staube seiner Ruhestätte zurückkehren, um seinen Herrn von dem Verderben zu erretten. Dann, wenn die Liebe ihr Werk vollbracht, entschwindet die Persönlichkeit und der Körper wird — dem äußeren Anschein nach — wieder zum Täfelchen.

All dies hätte O-Dai bedenken und sich immer vor Augen halten sollen. Vielleicht hatte sie es auch getan, — denn sie weinte, als sie die Täfelchen und die Rolle dem Schrein entnahm und sie aus dem Fenster warf. Als die Strömung sie erfaßte und fortwirbelte, wagte sie nicht, ihnen nachzusehen.

II.

O-Dai hatte dies auf Geheiß zweier englischer Missionärinnen getan, die durch allerlei Beweise scheinbarer Güte sie dazu vermocht hatten, Christin zu werden. (Konvertiten befiehlt man ja immer, ihre Ahnentäfelchen zu vergraben oder fortzuwerfen.) Diese Missionärinnen, die ersten, die in der Provinz gesehen worden waren, hatten O-Dai, weil sie lesen und schreiben konnte, als Gehilfin drei Yen monatlich versprochen. Mit ihrer Hände Arbeit war sie nie imstande gewesen, mehr als zwei Yen zu verdienen, und davon mußte sie 25 Sen für die Benutzung eines Dachkämmerchens bei einem Trödler bezahlen. Hierher brachte sie nach dem Tode ihrer Eltern ihr armseliges Hausgerät und die Ahnentäfelchen.

Sie hatte sich wirklich hart mühen müssen, um ihr Leben notdürftig zu fristen. Aber mit drei Yen monatlich konnte sie schon sehr gut auskommen, um so mehr, als die Missionärinnen ihr auch eine Kammer zur Verfügung stellten. Sie glaubte nicht, daß die Leute ihren Religionswechsel beachten würden.

Dies taten sie auch wirklich nicht. Sie wußten nichts vom Christentum, und es verlangte sie auch nicht darnach, etwas davon zu wissen. Sie lachten bloß über das Mädchen, weil sie so töricht war, die Art der fremden Frauen nachzuahmen. Sie glaubten, diese hielten sie nur zum besten und spotteten arglos über sie.

Und sie fuhren fort, gutmütig über sie zu lächeln bis zu dem Tag, wo sie sie die Täfelchen in den Fluß werfen sahen. Da hörten sie auf zu lachen. Sie beurteilten die Handlung an sich, ohne aber die Motive zu erörtern. Das Urteil war einmütig intuitiv, aber stumm. —

Kein Wort des Vorwurfs traf O-Dai, — sie war einfach für die übrigen nicht mehr vorhanden.

Die moralische Entrüstung einer japanischen Gemeinde ist nicht immer eine jäh aufwallende, die schnell verfliegt. In dem Falle O-Dais war sie kalt, schweigsam, lastend, eisig. Niemand äußerte sie, — es war etwas Spontanes, Instinktives ... Aber das allgemeine Gefühl könnte etwa so in Worte gefaßt werden:

In diesem östlichsten Osten wurde die menschliche Gesellschaft seit unvordenklichen Zeiten kraft jenes Kults zusammengehalten, der die Dankbarkeit der Gegenwart gegen die Vergangenheit, die Verehrung der Lebenden für die Toten, die Liebe der Nachkommen für die Ahnen fordert. Weit über die sichtbare Welt hinaus erstrecken sich die Pflichten

des Kindes gegen die Eltern, des Dieners gegen den Herrn, des Untertans gegen den Souverän. Deshalb führen die Toten den Vorsitz im Familienrate, in der Gemeindeversammlung, in dem hohen Gerichtshof, in der Verwaltung der Städte und der Regierung des Landes.

Gegen diese oberste Pflicht kindlicher Pietät, — gegen die Religion der Ahnen, gegen allen Glauben und alle Dankbarkeit, Verehrung und Pflicht, gegen die gesamte moralische Erfahrung ihrer Rasse hatte O-Dai die Sünde begangen, die nicht vergeben werden kann. Darum soll sie von aller Welt als unreines Geschöpf angesehen werden, — der Gemeinschaft weniger würdig als die Eta, — der Güte weniger wert als der Hund auf der Straße oder die Katze auf dem Dache, da selbst diese, gemäß ihrer schwächeren Erkenntnis, das allgemeine Gesetz der Pflicht und Liebe beobachten.

O-Dai hatte ihren Toten das Wort der Dankbarkeit verweigert, das Flüstern der Liebe, die Verehrung einer Tochter. Darum sollen die Lebenden ihr für immerdar den trauten Gruß, die freundliche Antwort verweigern. O-Dai hat das Andenken des Vaters, der sie gezeugt, geschändet, die Erinnerung an ihre Mutter, deren Brüste sie genährt, die Erinnerung an ihre Großeltern, die ihre Kindheit gehegt, die Erinnerung an den Kleinen, der sie Schwester geheißen. Sie hat der Liebe nicht geachtet, darum sollen ihr alle Liebe und alle Beweise der Zuneigung versagt bleiben. Dem Geiste des Vaters, der sie zeugte, dem Geiste der Mutter, die sie trug, hat O-Dai das schützende Dach entzogen und den Dampf der Nahrung und die Gabe des Wassers. So soll auch ihr ein schützendes Dach, erquickende Speise und kühlende Labe verweigert werden. Und so wie sie sich von den Toten losgesagt, so sollen die Lebenden sich von ihr lossagen.

Wie vor dem faulenden Aas am Wege soll man sich von ihr abwenden, einem Gerippe, das jeder sich scheut, anzusehen, das niemand begraben will, niemand bemitleiden, dessen niemand im Gebete an die Götter und Buddha gedenken mag. Wie ein Gaki soll sie sein, wie ein Shojiki-Gakiü, in faulendem Abhub Nahrung suchend. Bei lebendigem Leib soll sie in die Hölle eingehen, aber ihre Hölle soll die Einzelhölle sein, die einsame Hölle, die Hölle Kotoku, in der die verfluchten Geister im einsamen Feuer kreisen.

III.

Ganz unerwartet verständigten die Missionärinnen O-Dai, daß sie von nun ab selbst für sich sorgen müßte. Sie mochte ja ihr Bestes getan haben, aber soviel stehe fest, daß sie ihnen nicht von dem allermindesten Nutzen gewesen sei, und sie brauchten eine eifervolle Mitarbeiterin. Ueberdies reisten sie für einige Zeit weit fort und könnten sie nicht mitnehmen. Sie könne doch unmöglich so töricht gewesen sein, zu glauben, sie würden ihr nur dafür, daß sie Christin geworden, drei Yen monatlich geben! ...

O-Dai weinte, und sie ermahnten sie, tapfer zu sein und den Pfad der Tugend zu wandeln. Sie sagte, sie würde keine Beschäftigung finden können, und sie antworteten, daß es keinem arbeitsfreudigen Menschen in dieser emsigen Welt an Arbeit fehlen könne.

Da, in ihrer Verzweiflung und ihrem Entsetzen, sagte sie ihnen Wahrheiten, die sie nicht verstehen konnten, und die zu glauben sie sich energisch weigerten. Da sprach

sie von einer unmittelbaren Gefahr und sie antworteten ihr mit all der Härte, deren sie fähig waren, in der Meinung, das Geständnis ihrer Verworfenheit gehört zu haben. Aber sie irrten sich. In dem Mädchen war keine Spur von Lasterhaftigkeit. Eine liebenswürdige Schwäche, eine kindliche Vertrauensseligkeit waren ihre schlimmsten Fehler. Sie bedurfte tatsächlich der Hilfe, bedurfte ihrer dringend, bedurfte ihrer allsogleich.

Aber sie verstanden nur so viel, daß sie Geld wollte und gedroht hatte zu sündigen, wenn sie es nicht bekäme. Doch sie waren ihr ja nichts schuldig, — hatten sie doch immer in vorhinein bezahlt, — und sie wußten ausgezeichnete Gründe, ihr jede fernere Unterstützung zu versagen. So setzten sie sie auf die Straße. Schon hatte sie ihren Hausrat verkauft, sie besaß nichts mehr als das Kleid, das sie auf dem Leibe trug und ein Paar überflüssige Tabi (durchbrochene Strümpfe), die die Missionärinnen sie gezwungen hatten, zu kaufen, „weil es für ein junges Mädchen unanständig sei, sich mit nackten Füßen sehen zu lassen", — sie hatten sie auch gezwungen, ihr Haar in einen abscheulichen Nackenknoten zusammenzuzwängen, weil ihnen die japanische Art, das Haar zu tragen, als verwerflich galt.

Was wird aus dem japanischen Mädchen, das öffentlich überführt wurde, sich gegen die kindliche Pietät vergangen zu haben?

Was wird aus dem europäischen Mädchen, das öffentlich der Unkeuschheit überführt wurde? .... Freilich, wäre sie stark gewesen, hätte O-Dai ihre Aermel mit Steinen gefüllt und sich in den Fluß gestürzt, — was unter diesen Umständen eine ausgezeichnete Sache gewesen wäre. Sie hätte auch die Kehle durchschneiden können, was als respektabler gilt, weil die Handlung gute Nerven und Geschicklichkeit erfordert. Aber wie die meisten Konvertiten ihrer Klasse war O-Dai schwach: Der Mut ihrer Rasse war ihr versagt geblieben.

Es verlangte sie noch, die Sonne zu sehen, und sie gehörte nicht zu dem zähen Typus, der mit der Erde um dieses Vorrecht kämpfen kann. Selbst nachdem sie ihre Irrtümer ganz abgeschworen hatte, blieb ihr nur ein einziger Weg offen.

„Mein Gewerbe ist ein äußerst schmähliches Gewerbe," — meinte der Mann, der O-Dais Körper für den dritten Teil des geforderten Preises kaufte, — „aber selbst in dieses schmähliche Gewerbe kann kein Weib aufgenommen werden, von dem man weiß, daß es getan, was Ihr getan. Nähme ich Euch in mein Haus auf, blieben alle Besucher fort und zudem würden mir wahrscheinlich die Leute Unruhe machen. Deshalb könnt Ihr nur nach Osaka kommen, wo Euch niemand kennt, und das Haus in Osaka wird das Geld bezahlen. . . . . "

So verschwand und verdarb O-Dai, — geschleudert in den Lustpfuhl einer Stadt. Vielleicht hatte sie nur gelebt, um ein tragisches Beispiel jener Tatsachen zu veranschaulichen, die jeder fremde Missionär versuchen sollte, zu verstehen.

Aphorismen.

Ein reinlicher Mensch sollte wenigstens einmal im Leben seine Weltanschauung wechseln.

o

Einzig mögliche Zukunft der Religion: Das Glaubensbekenntnis muß sich in ein Willensbekenntnis verwandeln.

o

Das ist das wehmütig-Schönste: wenn ein Mensch, der ein elendes, freudloses Leben geführt hat, nun auf der Warte des Erinnerns steht — und die Erinnerung vergoldet ihm dieses elende Leben, täuscht ihm eine glückerfüllte Vergangenheit vor, daß sein rückschauender Blick tief, still und dankbar wird.

o

Gebildet sein heißt: sein geringes Wissen geschickt zeigen und geschickt verbergen können.

Wilhelm v. Scholz.

Wenn die Dummköpfe auf Geist stoßen, so grinsen sie überlegen.

o

Wenn im Winter die Sonne scheint, wird es rauher.

o

Das Leben ist wie das Geratter der Eisenbahn; man kann jede Melodie hineinlegen.

o

Die Freuden des Rausches tragen eine furchtbare Vergeltung in sich: Sie hinterlassen keine Erinnerung.

o

Vor jedem schweren Gange sage dir dies: Bei Abschied und Wiederkehr sind die Leute da mit Hurra und Trara — den langen, bitteren Weg mußt du allein gehen.

Otto Ernst.

Rundschau

Börse.

Deutschlands Staatsanleihen. Daß die deutschen Anleihen einer andauernden Entwertung unterliegen und nur zu Kursen Käufer finden, die man fast als „Kriegskurse" bezeichnen muß, ist sattsam bekannt. Gegen den Höchststand im Jahre 1895 haben die dreiprozentigen Anleihen des Reichs und Preußens etwa 17 Prozent oder mehr als den sechsten Teil ihres Nominalwerts eingebüßt; bei den $3^1/_2$ prozentigen Anleihen macht der Rückgang etwa 13 Prozent aus. An manchen Tagen ist eine Wertminderung um ein halbes Prozent eingetreten, weil nur zu einem so ermäßigten Kurse das drängende Angebot Aufnahme finden

konnte. Schlechtweg unverkäuflich sind aber deutsche Anleihen bis Mitte Juli dieses Jahres noch nicht gewesen. Erst seit der vorigen Woche muß der Privatmann mit der Möglichkeit rechnen, daß ihm der Auftrag, einen Posten deutsche Anleihen zu verkaufen, vom Bankier als unausführbar zurückgegeben wird. Die neuen vierprozentigen Schatzanweisungen des Reichs und Preußens sind nämlich mehrere Tage hintereinander „rein Brief" notiert worden, und zwar zu 100 Prozent, demselben Kurse, unter dem das sog. „Preußen-Konsortium" keine Schatzanweisungen abzugeben sich verpflichtet hatte. Diese Verpflichtung war gleichbedeutend mit der Zusage, den Kurs nicht unter pari sinken zu lassen, und er sank auch tatsächlich nicht darunter. Wer aber seine Stücke zu diesem Kurse verkaufen wollte, wurde sie einfach nicht los, denn es waren keine Käufer da, die 100 Prozent angelegt hätten. Nicht einmal das Konsortium kaufte. Den Kurs des Papiers wollte es zwar nicht sinken lassen; andererseits aber wollte es sich aber auch nicht mit den Stücken beschweren, die am 17. Juli aus der Zeichnungssperre entlassen worden waren und nun an den Markt strömten. Man half sich daher mit der Notierung eines nominellen Kurses, den man dem Ansehen des Deutschen Reiches schuldig zu sein glaubte, zu dem aber nicht eine einzige Schatzanweisung wirklich zu verkaufen war. Der Eindruck, den das macht, ist der denkbar schlechteste. Denn wenn es einer so unwürdigen Komödie bedarf, um den deutschen Kredit zu retten, so muß es traurig um diesen Kredit bestellt sein.

Die deutsche 3prozentige Reichsanleihe steht heute ungefähr 12 Prozent niedriger als die 3prozentige französische Rente und niedriger als die $2^1/_2$ prozentigen englischen Konsols. Das ist scheinbar eine Anomalie. Es mag Leute geben, die den Bestand des Deutschen Reichs für weniger gefestigt halten als den Englands und Frankreichs, und die in dem niedrigen Kursstande unserer Anleihen weiter nichts als die Konstatierung dieser Tatsache sehen. Diese Leute übersehen, daß Preußens Anleihen genau denselben Tiefstand einnehmen, obwohl Preußens politischer Bestand nirgends angezweifelt wird, und obwohl die preußische Staatsschuld schon durch den Wert des Staatsbahnnetzes um ungefähr eine Milliarde überdeckt wird. Die Preußischen Konsols sind ohne Uebertreibung das sicherste Papier der Welt, und wenn sie trotzdem so außerordentlich viel niedriger bewertet werden als die französischen und englischen Schwesterpapiere, so muß das seine besonderen Gründe haben. Welches diese Gründe sein mögen, darüber hat man sich lange den Kopf zerbrochen. Und doch liegen die Ursachen klar zutage. Um sie zu erkennen, muß man sich nur den Denkfehler abgewöhnen, im Kurse eine Wertbemessung erblicken zu wollen. Tatsächlich ist der Kurs nichts weiter als der Ausgleichspunkt zwischen Angebot und Nachfrage; wie wenig er mit dem „Wert" zu tun hat, das zeigt der hohe Kursstand, den manche recht bedenkliche Aktie einnimmt. Nach den Reichsanleihen, preußischen Konsols und sonstigen deutschen Staatspapieren ist aber eine geringere Nachfrage als nach der französischen Rente und den englischen Konsols. Das hat nun aber ganz und gar nichts mit dem größeren Reichtum unserer westlichen Nachbarn zu tun. Wie käme es sonst, daß heute die $3^3/_4$prozentige Rente Italiens, dessen Reichtum sich doch mit dem deutschen nicht entfernt messen kann, höher notiert als unsere 4prozentigen Schatzanweisungen? Nein, die geringere Nachfrage nach unseren Staatspapieren beruht auf der historischen Entwickelung des deutschen Spartriebs. Das deutsche Sparkapital ist jahrzehntelang systematisch von unseren Anleihen abgelenkt und zu anderen Anlagearten hingetrieben worden; ganz besonders zu den Sparkassen. Hier haben sich nach und nach etwa 13 Milliarden deutschen Volksvermögens angesammelt, mehr als in England und Frankreich zusammengenommen. Und von all diesen Milliarden ist kaum der zehnte Teil in deutschen Anleihen angelegt. Neun Zehntel sind dem deutschen Staatskredit entzogen und kommen dem deutschen Hypothekenmarkt zugute, dessen Sättigung mit Leihkapitalien den Bodenwert in ganz Deutschland so enorm gesteigert hat, daß beim besten Willen und trotz der höchsten Zölle keine Rente mehr aus ihm herausgewirtschaftet werden kann.

Ehe nicht auf dem Wege der Gesetzgebung dafür gesorgt wird, daß ein erheblicher Teil der Sparkassengelder in deutschen Reichs- und Staatsanleihen angelegt wird, ist nicht daran zu denken, daß die deutschen Anleihen sich auf den Kursstand der englischen Konsols schwingen. In England sind von 16 Milliarden Staatsschulden 11 Milliarden bei den Sparkassen und sonstigen öffentlichen Kassen untergebracht; von der etwa ebenso großen Schuld des Deutschen Reichs und der Bundesstaaten sind nur etwa 3 Milliarden in festen Händen. Daß die 5 Milliarden flottanter Anleihen in England nicht entfernt den Kursdruck ausüben wie die 13 Milliarden in Deutschland, ist ohne weiteres klar. Das preußische Abgeordnetenhaus hat sich aber im vorigen Jahre nicht einmal dazu aufschwingen können, den Sparkassen die Verpflichtung eines 15prozentigen Pflichtbestandes an Staatsanleihen aufzuerlegen. Die Interessen der Städte und des Bodenbesitzes sind in der preußischen Kammer so stark vertreten, daß von dieser Instanz für den Staatskredit wenig zu erwarten ist. In den übrigen Landtagen ist es ähnlich, und der Reichstag muß

untätig bleiben, da das Sparkassenwesen seiner Kompetenz entzogen ist.

Dennoch hat Mitte der neunziger Jahre der dreiprozentige Anleihetypus den Paristand erreicht. Das ist für die deutschen Anleihen und den deutschen Kredit verhängnisvoll geworden, denn es hat den Blick für die wahren Verhältnisse getrübt. Man hat sich daran gewöhnt, in dem damaligen Kursstande das Normale, und in dem späteren Rückschlage eine unnatürliche, durch besondere Einflüsse aus dem Gleise gebrachte Entwicklung zu sehen. Geldknappheit, Industrialismus, Politik und Schuldenwirtschaft mußten nacheinander herhalten, um die angeblich widernatürliche Entwicklung zu begründen. Selbstverständlich trägt Marokko ebenso seinen Teil Schuld an dem Rückgange der Anleihen, wie die steigende Beliebtheit der Aktien und Kuxe und die Verdoppelung der deutschen Reichsschuld seit 1895. Aber all das hat eben nur deshalb so intensiv auf die Kurse wirken können, weil der Staatskredit bei uns keine Stütze hat, die dem Druck solcher Momente einen Widerstand entgegensetzt. In Wirklichkeit ist die stolze Kurshöhe unserer Anleihen vor zwölf Jahren eine Anomalie gewesen, hervorgerufen durch den „terror exoticus“. In den achtziger Jahren hatte das deutsche Kapital sich zu Zwecken der Anlage und der Spekulation an allerhand fremden Anleihen beteiligt. In Argentiniern, Serben, Portugiesen und Griechen war eine Milliarde oder mehr angelegt. Da kam 1891 die argentinische Zahlungsstockung, 1892 der portugiesische und 1893 der griechische Bankerott. Zwei Jahre später reduzierte Serbien zwangsweise seine Schuldzinsen von 5 auf 4 Prozent. Das jagte natürlich eine ganz bestimmte Klasse von Kapitalisten aus den fremden Anleihen hinaus und trieb sie den deutschen Anleihen in die Arme. Damals stiegen 3proz. Konsols und Reichsanleihe binnen fünf Jahren um 13 Prozent. Selbstverständlich würde heute eine etwaige Wiederholung des Massen-Bankerotts fremder Staaten dieselbe kurssteigernde Wirkung auf unsere Anleihen ausüben. Aber das wäre genau wie damals eine abnorme und vorübergehende Erscheinung, und wenn man im Vertrauen auf ihre Dauerhaftigkeit wieder zu einer vermehrten Ausgabe dreiprozentiger Anleihen schreiten wollte, würde man unbedingt dieselbe trübe Erfahrung machen, die man in den letzten Jahren gemacht hat.

Nicht etwa, weil Deutschland „nicht reif“ für den dreiprozentigen Typus ist. Kein Land ist reif für einen Zins, der hinter dem seiner allerersten Stadtanleihen zurückbleibt, und jedes Land ist reif für den Typus, den man ihm aufzwingt. England würde weder einen zweieinhalbprozentigen noch einen dreiprozentigen Zins aufrechterhalten können, wenn der Kaufzwang nicht wäre, der die öffentlichen Kassen zu ständigen Abnehmern für englische Konsols macht. Und andererseits kann das geldknappe Amerika seine zweiprozentigen Staatsbonds glänzend plazieren, solange sein eigenartiges Notensystem ihnen einen fiktiven Wert verleiht. Gerade in Deutschland hat man eben erst die Erfahrung gemacht, daß Anleihen, die mit keinem äußeren Reiz ausgestattet sind, so lange keine Käufer finden, wie ihr Zins hinter dem jeweilig geltenden Geldsatz für erste Anlagen zurückbleibt, und daß es — solange dies der Fall ist — ganz gleich ist, ob man sie mit einem drei-, dreieinhalb- oder vierprozentigen Zins ausstattet. Als man vom dreiprozentigen Typus wieder zum dreieinhalbprozentigen überging, erreichte man weiter nichts, als einen neuen Rückgang des niedriger verzinslichen Papiers; das höher verzinsliche blieb wider alles Erwarten unverkäuflich und in den Händen des Uebernahmesyndikats. Dieselbe Erfahrung wiederholt sich jetzt. Der Rückgriff auf den vierprozentigen Typus hat lediglich dem drei- und dreieinhalbprozentigen geschadet, der Leihkraft des Staates aber nichts genützt. Denn nur mit Kunstmitteln wenig würdiger Art läßt sich der Parikurs der vierprozentigen Schatzanweisungen aufrecht erhalten. Natürlich spielt auch der miserable Eindruck eine Rolle, den das Zurückgehen des Deutschen Reichs auf den vierprozentigen Zins in Deutschland und im Ausland macht. Ein Schuldner, der sich freiwillig zu einem vierprozentigen Zins versteht, verliert selbstredend bei allen denen an Kredit, die ihn bisher des dreieinhalbprozentigen Zinses würdig hielten. Das hat man in Deutschland schon vor 17 Jahren klar erkannt. Als die dreieinhalbprozentigen Anleihen 1890/91 um sechs Prozent zurückgingen, brachte man eine neue Anleihe nicht mit einem *höheren*, sondern mit einem *niedrigeren* Zins heraus. Man wußte wohl, daß die Unbeliebtheit der Anleihen weniger dem *Zins* als dem betreffenden *Staatspapier* galt, von dem das Publikum große unbegebene Posten in erster Hand vermutete. Man brachte kurz entschlossen ein dreiprozentiges Papier heraus und erreichte so (statt, wie heute, eine kursdrückende Wirkung auf die niedriger verzinslichen Anleihen auszuüben) eine Kurssteigerung der alten dreieinhalbprozentigen Anleihen und eine Hebung des ganzen Anleihe-Niveaus.

Unseren Staatsanleihen kann nicht von innen heraus, sondern nur durch *äußere Maßregeln* geholfen werden. Wir sind ja glücklich so weit, daß die im nächsten Jahre rückzahlbaren dreieinhalbprozentigen Schatzanweisungen sich heute mit $4^3/_4$ Prozent verzinsen. Eine Anleihe des Deutschen Reichs mit $4^3/_4$ *Prozent*! Welchen Zinsfuß soll da wohl die unvermeidlich kommende Anleihe des nächsten Jahres haben?

Alfred Lansburgh.

Sehr geehrte Schriftleitung!

Erst heute kommt mir Nr. 2 des „Morgen“ zur Hand, in der Frank Wedekind unter dem Titel „Mutter und Kind“ zu seinem neuesten Sittengemälde „Musik“ eine Einführung gibt. Er weist darauf hin, daß der § 218 des deutschen Strafgesetzbuches das Verbrechen gegen das keimende Leben mit Zuchthausstrafe bis zu fünf Jahren bedroht. Dieser Paragraph ist seiner Ueberzeugung nach das Ergebnis einer abgeseimten Heuchelei, einer Heuchelei, die tief in unserem Volksbewußtsein eingewurzelt und mit den stärksten Stricken eines brutalen Egoismus darin verankert ist. Einer Heuchelei, deren fanatische Bekämpfung eine der heiligsten Aufgaben der leider so weibisch jämmerlichen Frauenbewegung sein sollte. Für die verheiratete Frau seien die fünf Jahre Zuchthaus, die im § 218 angedroht werden, Lust; unverheiratete Frauen würden durch diesen Paragraphen in den Tod gejagt. Wedekind weist auf die Ausführungen von Dr. Fritz Wittels in der von Karl Kraus in Wien herausgegebenen „Fackel“ hin und bittet, daß die Vorkämpferinnen für weibliche Unabhängigkeit diese Auseinandersetzungen zum Kriegsgesang erheben sollten. Leider gingen diese Vorkämpferinnen, meint Wedekind, seit Jahren nur darauf aus, die Frauen in Männer zu verwandeln. Die Interessen der Frauen seien ihnen gestorben.

Für Frauen, die das Schaffen Wedekinds seit Jahren mit größter Anteilnahme verfolgen, ist es ein wenig erstaunlich zu sehen, daß Wedekind über Entwickelungen, denen er doch sein Interesse zuwendet, wie diese Ausführungen beweisen, so unzulänglich orientiert ist. Sonst hätte er wissen müssen, daß seine Vorwürfe, die Vorkämpferinnen der Frauen gingen nur darauf aus, die Frauen in Männer zu verwandeln, nicht mehr zutreffen. Er hätte wissen müssen, daß nicht nur Einzelne seit Jahren dafür kämpfen, der weiblichen und mütterlichen Sehnsucht der Frau auch in der Frauenbewegung Geltung zu verschaffen, sondern daß wir seit mehreren Jahren sogar eine allgemeine Bewegung haben, die sich die Befreiung des Weibes in der Frau ausdrücklich zum Ziel gesetzt hat. Die Mutterschutzbewegung, die zugleich eine Bewegung zur Reform der sexuellen Ethik sein will, sucht nicht nur der unverheirateten Frau, die Mutter wird, die Erfüllung der mütterlichen Aufgaben zu ermöglichen und überhaupt der mütterlichen Leistung der Frau immer mehr die gebührende Stellung zu verschaffen; sie hat auch den Kampf aufgenommen um eine Vertiefung unserer sittlichen Anschauungen auf sexuellem Gebiet, die gleich weit entfernt sein sollen von heuchlerischer und unfruchtbarer Askese wie von roher Willkür und Verantwortungslosigkeit. In Nr. 8 des ersten Jahrganges 1905 der von mir herausgegebenen Monatsschrift „Mutterschutz“, Zeitschrift zur Reform der sexuellen Ethik, Verlag von J. D. Sauerländer, Frankfurt a. M., ist auch das Problem der Vernichtung des keimenden Lebens ausführlich behandelt und wird in einem der nächsten Hefte auf neue zur Diskussion gestellt.

Wir sind also, wie hieraus unzweideutig hervorgeht, mit Frank Wedekind der Meinung, daß die Abänderung des § 218 eine notwendige Forderung zur Erringung der weiblichen Unabhängigkeit ist.

Auch auf dem im Herbst 1905 stattgefundenen Kongreß des Verbandes fortschrittlicher Frauenvereine in Berlin, auf dem auch die Reform der Ehe zur Debatte stand, ist die Frage von Dr. Hans Dorn in einem Vortrag über „Strafrecht und Sittlichkeit“ erörtert worden, der jetzt als erstes Heft der „Schriften des Verbandes fortschrittlicher Frauenvereine“ erschienen ist. Die Vorschläge zur Reform des deutschen Strafgesetzbuches in bezug auf § 218 gehen dahin, die Bestrafung der Abtreibung auf folgende Fälle zu beschränken:

1. Wenn die Abtreibung durch eine andere Person als die Schwangere selbst gegen den Willen der Schwangeren vorgenommen wird.

Hier strafen wir dann den Angriff auf die Gesundheit der Schwangeren und auf ihre Freiheit in einer Funktion des geschlechtlichen Lebens.

2. Wenn die Abtreibung durch die Schwangere selbst oder durch eine andere Person vorgenommen wird, aber nur, nachdem die Schwangere durch einen anderen unter Mißbrauch eines psychischen oder sozialen Abhängigkeitsverhältnisses zur Zulassung der Abtreibung bestimmt worden ist.

Wir sind also in der angenehmen Lage, nachgewiesen zu haben, daß die schweren Anklagen, die Frank Wedekind gegen eine so bedeutungsvolle soziale Bewegung, wie die Frauenbewegung sie ist, richtet, wenn sie vielleicht vor einem Jahrzehnt zutreffend schienen, heute glücklicherweise gegenstandslos geworden sind.

Auch die Frauen haben erkannt, welcher Widersinn darin liegt: die große Bedeutung der Frau für die Menschheit liegt in der Mutterschaft, und doch hat man, seit es eine Einehe nach Vaterrecht und damit die Prostitution auf der anderen Seite gibt, sich nicht gescheut, jede Mutterschaft der Frau außerhalb der Vaterrechts-Ehe ihr als ein Verbrechen anzurechnen. Ja, vielleicht gerade der Mann, der der Vater ihres Kindes war, ist mit unter denen gewesen, die sie wegen „ihres“ Leichtsinns tadeln und verachten. Er, der Mann, der bisher allein Werte schuf, der sich über dem Gesetze fühlte. Solange die Frauen eine stumme, unorganisierte Masse waren,

ungeschult zum pekuniären Kampf ums Dasein, so sehr man ihre Arbeitskräfte auch von jeher ausgebeutet hatte, konnte dieser trostlose Zustand, wenn auch zum Schaden für beide Teile, wohl bestehen. Nun aber ist die soziale Entwickelung an einem Punkt angekommen, der jeden einzelnen zur Arbeit und zum Kampf ruft, der die Verantwortung jedes einzelnen für sein Geschick fordert. Damit hört natürlich auch die General-Vormundschaft des einen Geschlechtes über das andere auf. Nun sind in einer ganzen Schar höher entwickelter Menschen andere, edlere Bedürfnisse wach geworden. Ihre Sehnsucht geht nach einer Kultur, in der nicht nur die Kraft der Roheit, sondern auch die Kraft der Güte herrscht. Diese neue Kultur soll sich vor allem in den Beziehungen der Geschlechter offenbaren. Sie soll wirklich die Mutter in der Frau ehren, wie man dies ja seit Jahrhunderten in der Kunst, in der Dichtung, ja selbst in der Religion tut, ohne diese Verehrung jedoch in die Wirklichkeit zu übertragen. Nirgends vielleicht ist der Kontrast zwischen Dichtung und Leben, fast möchte man sagen, zwischen Phrase und Leben greller als hier. Als eines der höchsten Symbole der Menschheit hat man die Mutterschaft hingestellt. Wie aber ist es mit der Verehrung der Mutter in Wirklichkeit beschaffen?

Die Kirche hat ihrer Auffassung gemäß die Mutterschaft von vornherein mit einem Makel bedeckt. Nach ihrer Lehre von der Erbsünde, die ja nicht nur im Katholizismus, sondern auch im Protestantismus gilt, heißt es noch heute, daß wir alle in Sünden empfangen und geboren werden. So hat man den Ursprung des Lebens vergiftet, und auch der Mutter Gottes gegenüber hat man sich nur zu helfen gewußt, indem man sie zur „jungfräulichen" Mutter umschuf. Wenn wir der Mutter wirklich die ihr gebührende Stellung im Leben verschaffen wollen, wenn die Heiligkeit der Mutterschaft eine Wahrheit werden und nicht eine Dichtung bleiben soll, dann gilt es vor allem, den Kampf gegen diese alte Weltanschauung aufzunehmen.

In diesem Kampfe, den wir an unserem Teil aufgenommen haben, freuen wir uns, Frank Wedekind als Kampfgenossen begrüßen zu dürfen. Versucht er doch auch in seinem Drama „Hidalla", zur Erkenntnis der tiefen Barbarei zu führen, die noch auf dem Gebiet der Liebe herrscht. Karl Hetmann, der Held des Dramas, kämpft gegen die drei barbarischen Lebensformen, die auf jahrtausendalten Vorurteilen beruhen. Diese drei barbarischen Lebensformen sind auch nach seiner Meinung: die wie ein wildes Tier aus der menschlichen Gemeinschaft hinausgejagte „Dirne", das zu körperlicher und geistiger Krüppelhaftigkeit verurteilte, um sein ganzes Liebesleben betrogene „alte Mädchen" und die zum Zweck möglichst günstiger Verheiratung gewahrte Unberührtheit des jungen Weibes. Er hofft, den Stolz des Weibes zu entflammen und sie zum Kampfgenossen zu gewinnen.

Ich habe bereits an anderer Stelle, u. a. auch in meinem Buche „Die Liebe und die Frauen", darauf hingewiesen, daß gerade Frank Wedekind zu den heute leider noch nicht zahlreichen Männern gehört, die sich der ungeheuren Opfer bewußt sind, welche die Aufrichtung der Ehe nach Vaterrecht und der damit verbundenen Prostitution gerade von den Frauen gefordert hat. Wir sehen es mit ihm als unsere Aufgabe an, die Erkenntnis von der Häßlichkeit und Sinnlosigkeit dieser Zustände in immer weitere Kreise zu treiben. Wir wissen, daß alle menschlichen Dinge sich unter bestimmten Voraussetzungen entwickelt haben; wir wissen aber auch, daß sie sich weiter verändern können.

Wir brauchen also nicht hilflos die Hände zu falten, sondern können sie zur Aenderung unhaltbar gewordener Zustände wohl gebrauchen. Wenn dieser Wille zur Umänderung, der heute bereits in einer kleinen Minderheit von Männern und Frauen gilt, immer mehr in das Bewußtsein einer größeren Menge übergeht, dann ist die ganz natürliche Konsequenz, daß auch die Zustände von uns geändert werden. Und manchmal möchte es scheinen, als seien wir von diesem Ziel nicht mehr allzu weit entfernt.

Dr. phil. Helene Stöcker.

Bücher.

Die Sudermann-Monographien bereichert recht überflüssigerweise Ida Axelrod um eine Studie, die sie im Cottaschen Verlage erscheinen läßt. Oder war's der Verlag, der gleichzeitig die Werke Sudermanns verlegt, und der — ziemlich spät — das verständliche Bedürfnis spürte, den längst zu ewigem Schlummer eingegangenen Ruhm seines Lieblings zu neuem Leben zu erwecken.

Harden und Kerr haben vor Jahr und Tag das Todesurteil an dem „Dichter" Sudermann vollstreckt. Haben's mit so zwingender Gewalt getan, daß alle Wiederbelebungsversuche erfolglos blieben. Harden schlug zu mit heiligem Ernst, gedrängt von seinem künstlerischen Gewissen, Kerr kitzelte in überlegener Ironie den solchen Gegnern gegenüber Wehrlosen zu Tode. Sudermann ist eine Revision dieses Urteils nicht gelungen. Dies Urteil hat vielmehr durch seine letzten Arbeiten seine Bestätigung erfahren.

(Selbst mag er's erkannt haben, denn er ist zu seiner ersten Liebe — dem Roman — zurückgekehrt. Wenn er dort bliebe! Nicht weil wir dann von schlechten Dramen verschont blieben, wir hätten Aussicht auf gute Unterhaltungs-

lektüre, die uns in der Zeit der Stilgebauer und des „Tagebuchs einer Verlornen“ wahrhaftig nottut.)

Und nun erscheint Ida Axelrod und sagt: Sudermann ist doch ein Dichter! Alles Leugnen hilft nichts. Wer ihn nicht anerkennt, ist Neuromantiker und Vertreter einer ästhetischen Schule. Sudermann hingegen ist Dramatiker, der das wirkliche Leben mit allen seinen Schattenseiten darstellt. Es ist die heute herrschende entgegengesetzte literarische Richtung, die, wie Schiller damals, so auch jetzt Sudermann gegen sich hat. (!!!) Das etwa ist die Quintessenz dieser Studie, die den ewigen Schlummer seines Ruhms nicht stören wird.

Wie man Monographien schreibt, kann Ida Axelrod bei Viktor Klemperer lernen, der in gleichem Verlage für dessen zweiten Heiligen, Adolf Wilbrandt, ein Buch geschrieben hat, das den ungleich wertvolleren Poeten würdigt. Viktor Klemperer beschert uns vielleicht mal einen guten Roman. Die Anlage steckt in ihm. Drum sollte er seltener aktuelle Essays für die Tagesblätter schreiben. Um nicht zu verflachen.

Wer in Deutschland für das Werk Gustave Flauberts, des größten Romanciers aller Zeiten, eintritt, den sollte man überall da hören, wo literarische Werte gewürdigt werden, die über den Tag hinaus Geltung haben. (In Deutschland gibt es noch heutzutage verständige Leute, die Flaubert neben Zola setzen, ohne zu empfinden, wie sehr sie damit „die Majestät verletzen, majestatem genii“.) Darum sei hier auf die im Brunsschen Verlage erschienenen Werke Flauberts hingewiesen, obgleich sich manches gegen diese Arbeiten sagen ließe. (Die beste Uebertragung gab noch immer Alfred Gold im Verlage Cassirer „l'Education sentimentale“. Lest's!)

Herbert Eulenberg und Julius Bab sind die beiden Dichter, von denen Jungdeutschland seine dramatische Wiedergeburt erwartet. Denn was nach Hebbel kam, ist für sie nur für den Augenblick geboren. Man mag über Wedekinds und Hauptmanns Nachruhm denken, wie man will, als für ihre Zeit bedeutende Werte wird man sie nicht vergessen.

Eulenberg und Bab! Ganz fraglos! Mit beiden wird man sich sehr bald auch außerhalb des literarischen Blocks mehr als bisher beschäftigen. Eulenberg soll Hauptmann ablösen. Längst ist's kein Geheimnis mehr! Trotz des Durchfalls bei Brahm, dem gute Freunde den „Ritter Blaubart“ aufdrängten. Ob die Verständnislosigkeit des Publikums, ob Rittners Spiel an diesem Durchfall schuld, wer will's entscheiden? Daß ein Dichter sprach, wo sonst Sudermann seine Geschäfte abwickelt, mag manch einer, der am Abend selbst noch teilnahmlos war, nachher gemerkt haben. Mehr noch wird man's spüren beim „Ulrich, Fürsten von Waldeck“, den Reinhardt (mit Wegener hoffentlich) im Winter spielt. Wenn man die elementaren Kräfte eines Dichters höher schätzt als die geschickte Mache eines Stückeschreibers, so wird sich Eulenberg bald durchsetzen.

Ist Eulenberg ein ungestümer Dränger, der, ohne sich nach dem Erfolge umzuschauen, niederrennt, was ihm in den Weg tritt, der keine Rücksicht auf die Gesetze des Dramas kennt, so ist Bab ein Suchender. Ein klug und bedächtig Wägender. Steht der Weimarer Schule nahe, die mit heiligem Ernst den Werdegang unserer Literatur verfolgt und bedächtig die Möglichkeiten abwägt, die jeder einzelne im Kampfe um das literarische Championat mitbringt. Und hier steht Bab hoch im Kurse. Wenn nicht in den Mauern Weimars selbst — in denen der hochbegabte Wilhelm v. Scholz schafft — der Triumphator steckt, kann's nach Weimarer Ansicht nur Bab sein.

Das Debut wird nicht lange mehr auf sich warten lassen! Aufs Hebbeltheater setzen viele ihre Hoffnung! Hier wirken Bab als Dramaturg, Vallentin als Regisseur. Und Babs Drama: „Der Andere“ (S. Fischer) wird eines der ersten sein, die über die Bühne gehen.

Außer Wedekind, v. Hofmannsthal und Eulenberg wird Strindberg in diesem Jahre mit einem neuen Werke (Wetterleuchten) bei Reinhardt erscheinen. Da mag auf einen psychologischen Versuch hingewiesen werden, den August Eßwein (im Verlag R. Piper) unternimmt. Derselbe Eßwein, dem wir die ausgezeichnete Abhandlung über Knut Hamsun verdanken. Mir will's scheinen, daß Eßwein mit seiner Arbeit mehr daran gelegen war, die Kritiker als das Publikum zu belehren, dessen geistiger Tiefstand im allgemeinen eine ernste Vertiefung in Strindbergs Werk nicht zuläßt. (Sherlock Holmes! Raffles!! Ein seltsamer Fall!!!)

Endlich sei hier noch auf gute Unterhaltungslektüre hingewiesen. Auf Bücher, die über den Tag hinaus Geltung haben und daher wert sind, gelesen und gekauft zu werden: Blumenthal, „Das Land der Jugend“ (Verlag Julius Bard, 2. Auflage). Blumenthal ist ein sehr begabter junger galizischer Jude, ein Landsmann und Gesinnungsgenosse Schalom Aschs, von dem ein Novellenband bei S. Fischer vorliegt. Sie wollen uns eine neue Literatur bescheren. Die jüdisch-deutsche.

Wenn man sie schwärmen hört, meint man, eine neue Welt müsse sich uns erschließen, neue Menschen mit neuen Werten. Mir scheint's nicht recht glaublich, daß diese Werte aus den engen und schmutzigen Gassen Galiziens wie ein Sturmwind reinigend über die deutsche Literatur fegen werden. So heiß unser Sehnen, an wirklicher Größe einen Wertmesser für die Bedeutung

der Werke unserer Zeit zu finden — ich glaub' nicht daran. Angst und Beklemmung lasten auf diesen Werken wie auf den Menschen, die sie schrieben.

Ihr Glück und ihre Schmerzen sind ohne befreiende Größe. Nie dringt lauter Jubel aus diesen Gassen, nie tönt ein Jammer, daß die Wände zittern. Und darum glaube ich an keine befreiende Wirkung, die von jedem Kunstwerk ausgeht. Ich erkenne ihr Talent an, ohne an ihre Größe zu glauben. Was bei uns zunächst interessiert, ist das seltsam Unbekannte. Mit dieser Welt vertrauter, wird man neben dem Stofflichen künftighin auch auf Qualitäten sehen. Aesthetisch widerwärtig war's, was Schalom Asch uns im „Gott der Rache" beschert hat. Und doch ein stark dramatisches Talent. Ganz unverkennbar. Von seiner Klugheit, Geschicklichkeit und scharfen Berechnung haben wir noch manche wirkungsvolle Arbeit für die Bühne zu erwarten, manchen guten Roman wird uns Blumenthal, der aufrichtiger, naiver, aber schwächer ist, noch bescheren — und beiden werden wir gern zuhören. Die große Sendung aber für die deutsche Literatur bedeutet der Eine so wenig wie der Andere. Wedekind ist neben Schalom Asch ein Riese. Ein Riese neben Blumenthal, Emil Strauß und Thomas Mann.

Unsere Hoffnung — ich wiederhole es — sind bei aller inneren und äußeren Verschiedenheit: Herbert Eulenberg, Julius Bab, Wilhelm v. Scholz!! Nicht als ob wir die Erfüllung heute oder morgen erwarten. Nicht als ob sie bedingungslos selbst schon diese Erfüllung bedeuten — sie leiten zu ihr hin, und wir vertrauen ihnen.

A. L.

Herr Regierungsrath Rudolf Martin hat, im Verlag von Dr. Wedekind, nach seinem Buch über Rußland, der Bagdadphantasie und anderen Ungeschicklichkeiten, nun eins über „Kaiser Wilhelm II. und König Eduard VII." erscheinen lassen. Wenige Tage nach der Publikation ging die Nachricht durch die Presse, der federfertige Herr sei vorläufig vom Amte suspendirt. Das vorliegende Buch allein genügte wieder, die Regierungsmaßregel zu billigen. Denn ein Mann, der in der ausschweifendsten Weise vom Krieg zwischen Deutschland und England fabelt, von der deutschen Invasion nach dem Balkan irrlichtelirt und Rußland (wieder!) in der thörichsten Weise anrempelt, mag sich für einen freien Mann halten, in ein Ministerium paßt er nicht. Lohnt sich, auf den Inhalt der vorliegenden Broschüre einzugehen? Schwerlich. Doch werden ein paar — willkürlich herausgegriffene — Stichproben den Leser ergötzen. Seite 12: „Der Dreibund der drei Kaiser, den Bismarck seit dem Jahre 1870 plante, sollte dem jungen Deutschen Reiche für alle inneren Gefahren den Schutz des kosakischen Regiments sichern." Die Einberufung des Berliner Congresses war, nach Seite 15, eine groteske Dummheit. „Wem wollte Fürst Bismarck dabei nur dienen? Ein Krieg zwischen England und Rußland würde beide aufs äußerste geschwächt und die Macht Deutschlands kolossal vermehrt haben. Billiger ließ sich die Weltmachtstellung Deutschlands nicht begründen." Und ein so bodenlos unfähiger Mann wird nun schon seit sieben Lustren als Heros gefeiert. Ueber die Politik unserer Tage weiß Herr Martin ebenfalls nicht Bescheid; übrigens ist Alles, was er bringt, schlecht verdauter Schiemann, dessen Autorität nur da abgelehnt wird, wo sie mit Herrn Martins fixer Idee kollidiert. Sonst ist er „der Hofhistoriograph Kaiser Wilhelms II.", hat „sehr gründliche Kenntnisse, und jeder Politiker liest seine fesselnden Darstellungen der gegenwärtigen Lage mit Genuß". Passons. „König Eduard — Seite 31 stehen wir — ist die Seele der englischen Politik. Es giebt wenig Monarchen, die in ihrem Staate so einflußreich sind wie König Eduard. Wenn jemand die englische Verfassung zum Beweise dafür anführt, daß der König nichts in der auswärtigen Politik zu sagen habe, so beweist er gar nichts. . . In welchem Staate der Welt hat ein Monarch so bestimmenden Einfluß auf die Mode und auf die Sitte ausgeübt wie König Eduard VII.?" Bernhard Shaw könnts nicht besser machen. „Wie Bismarck von Bleichröder, lernte er von Baron Hirsch. Es giebt keinen Juden international (!), den König Eduard nicht kennt". Form und Inhalt stehen, man sieht, auf gleicher Höhe. Dann kommt Rußland wieder an die Reihe. Herr Martin hätte triftige Gründe, vorläufig über das Land zu schweigen, das seiner Prophetengabe mit dem Gang seiner Entwicklung schon Blamagen genug beschert hat. Doch der Herr Regierungsrath ist unbelehrbar und er glaubt an den russischen Staatsbankrott wie an den lieben Gott. Kein Bankleiter von Rang, kein Großindustrieller, der an ragender Stelle steht, kein vernünftiger Politiker hat die Frage der Zahlungseinstellung durch Rußland je ernsthaft genommen. Es hat noch keine einzige Einnahme verpfändet, Tausende von Millionen allein in Klöstern liegen; alle Kenner des Landes erklären, daß seine geologischen Werthe unschätzbar sind. Und wenn es heute zur Platinwährung übergeht — es hat das Monopol —, kann es morgen Gold haben so viel es nur immer will. Was Herr Martin über Rußland zum Besten giebt, ist Gefasel. Nicht besser ist das Gerede über die „Kriegsluftflotte", die Luftmacht, die Luftmotoren und Kriegsluftschiffe, das Verlangen nach einer „großzügigen Luftmachtvorlage"; „2000 starre Aluminium- und 8000 halbstarre Motorluftschiffe"

wären etwa von Nöthen. Es ist Stil in dem Blödsinn. . . Um ein Ende zu machen: „Kaiser Wilhelm II. ist der mächtigste Monarch, der jemals in Europa und damit in der Kulturwelt existiert hat, Napoleon I., Karl den Großen, Kaiser Friedrich II. (den Staufer), Alexander den Großen und Julius Cäsar nicht ausgenommen. Der Deutsche Kaiser kann mit seiner riesenhaften Armee heute jeden Tag nach Osten wie nach Westen, nach Süden wie nach Norden, bis an die letzten Enden Europas marschiren" (74). Selbst der im Faust kommt nicht daneben auf. Da wärs der Mühe werth, Monarch zu sein; ein Mann der unbegrenzten Möglichkeiten. Wem der Simplicissimus auf die Dauer ungenießbar wird: hier winkt Ersatz. K. S.

Da gerade von Rußland die Rede war: Zu Theodor Schiemanns 61. Geburtstage erschien (bei Alexander Duncker in Berlin) eben ein von Freunden und Schülern verfaßter, von Otto Hötzsch herausgegebener Band „Beiträge zur russischen Geschichte", der neben streng historischen Arbeiten (wie der von Osten-Sacken über den „Hansehandel mit Pleskau bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts", und Emil Zweig über die Entstehung und Organisation der englisch-russischen Handelsbeziehungen in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts") auch einige Arbeiten bringt, die weitere Kreise interessiren dürften. Dahin gehören zunächst die „Bemerkungen zu den Briefen Katharinas II. an den Prince de Ligne" von Andreae. Die Schilderungen de Lignes gehören (neben denen Ségurs, Krapowitzkys und den 1858 in Berlin veröffentlichten Gesandtschaftsberichten der englischen und französischen Geschäftsträger) zum Besten, was wir über die Anhalterin besitzen, wenn sie auch allesamt den Werth der Briefe nicht erreichen, die Katharina an ihr „Factotum" Grimm geschrieben und die zum Werthvollsten rechnen, was wir aus dem an Briefsammlungen gewiß nicht armen 18. Jahrhundert kennen. — Dahin gehören weiter die Abhandlungen von Hötzsch über die „historischen Grundlagen eines konstitutionellen Lebens in Rußland" und von Wischnitzer über „Nicolaj Turgenews politische Ideale". Beide Abhandlungen bringen zwar so gut wie nichts Neues, fassen aber geschickt zusammen, und man hat — Martins Buch hat eben wieder gezeigt, wie wenig oder viel das heute ist — wenigstens die Gewißheit, auf historisch haltbarem Boden zu stehen. Wie wärs, wenn sich endlich mal jemand entschlösse, Turgenews Bekenntnisschriften in ein ordentliches Deutsch zu übertragen? Nützlicher noch, scheint mir, als die vorliegenden Abhandlungen wäre das als Gabe gewesen. K. S.

Johannes Penzler, der betriebsame Herausgeber der Reden Bülows, Posadowskys und Wilhelms des Zweiten, hat sich, nach dem 7bändigen Buch „Bismarck nach seiner Entlassung", nun zu einem neuen, großen Unternehmen über den alten Kanzler bereitet und eine Reihe von Gelehrten für das auf 15 Bände berechnete Werk gewonnen. „Geschichte des Fürsten Bismarck in Einzeldarstellungen" nennt es sich, erscheint bei Ed. Trewendt in Berlin, und vor liegt zunächst nur der von Penzler selber besorgte 13. Band, der die Artikel bismärckischen Ursprungs aus den „Hamburger Nachrichten" enthält; nicht alle; nur von der Entlassung bis März 1892 reichen die vierhundert Seiten. Die Sammlung scheint sorgfältig, wirkt in ihrer Ganzheit (ohne jeden verbindenden Text, ohne eitles Vordrängen des Herausgebers und ohne den, von Lagarde so innig gehaßten „Mäusedreck der Notizen") gut, und mancher Zeile sieht man noch an, daß sie wörtliche Wiedergabe bismärckischen Denkens ist. Von Allem läßts sich freilich nicht sagen und das Buch ist verhältnismäßig reich an recht schwachen Passagen. Immerhin ist der vom Herausgeber befolgte Grundsatz, lieber Alles zu bringen als nur eine willkürliche, subjektivem Befinden untergeordnete Sammlung, zu billigen, da ja nicht nur der Persönlichkeitreiz der bismärckischen Sprache, sondern auch die materiellen Grundlagen seiner Urtheile interessiren. Ob die Zeit einem so (monumental möchte ich nicht sagen, wohl aber) umfangreich angelegten Werk über den ersten Reichskanzler günstig ist, bleibt abzuwarten. Allzuviele gehn heute durchs Leben, ohne die Fähigkeit zu erwerben, Talmi vom Aechten zu sondern; für die Aechten ist das nicht günstig. Und Herr Penzler hat seinem Unternehmen schon selber gar zu viel zeitgemäße Concurrenz gemacht.

Von der von Hofrat Alexander Koch herausgegebenen Zeitschrift „Deutsche Kunst und Dekoration" liegt der 19. Band (Winterhalbjahr 1906/07) vor, der auf der Höhe der früheren steht. Sowohl die Textbeiträge als auch die Abbildungen verraten fast durchweg große Gediegenheit. Von den Texten interessiren am meisten die über die architektonischen und plastischen Werke, unter den Bildern namentlich die über künstlerische Photographie. Sämmtliche Abbildungen zeigen sorgfältige Auswahl und Wiedergabe. Die Ausstattung des Ganzen ist, wie üblich, geschmackvoll und splendid. E. F.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Artur Landsberger, Berlin W. 9, Lennéstraße 3; für Oesterreich-Ungarn: Robert Feßl, Wien I. — Verlag Marquardt & Co., Wilmersdorf-Berlin W. 50, Eislebenerstraße 14. — Expedition für Oesterreich-Ungarn bei Rafael & Witzek, Wien I, Graben 28. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 35, Steglitzerstraße 11.